

Ausgabe Sommersemester 2004

# magazin



**03 Editorial**

**04 Portrait**

04 Prof. Dr. Elisabeth Stein | 06 Dr. Cornelia Schulze  
08 Dr. Alida Hübner | 13 Susanne Guschwa-Graf

**14 Gleichstellungskommission**

**15 Gleichstellungsranking**

**19 Trainingsseminar**

**20 Lise-Meitner-Programm**

**21 Europäische Forschungsförderung**

**26 EU-Projekte**

**29 Gesundheitsförderung**

**32 Sommeruni**

**33 Termine**

**34 Ausstellung**

**36 Buchbesprechungen mit Susanne Christ**

**38 Frauen im Tal**

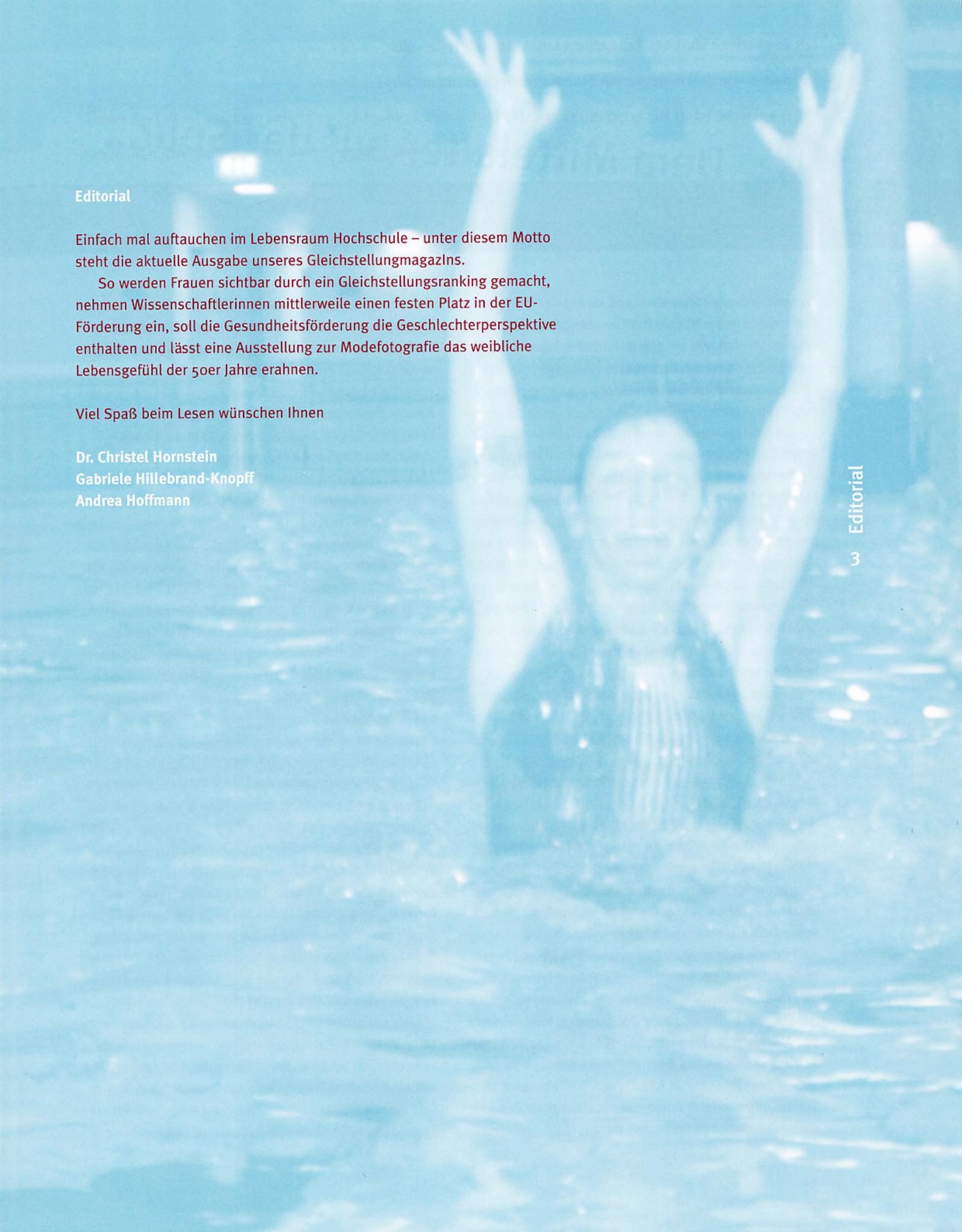
**39 Kind & Kegel**

**Anschrift** Bergische Universität Wuppertal    Gaußstraße 20    Fon 0202/ 439- 23 08  
Die Gleichstellungsbeauftragte    42097 Wuppertal    Fax 0202/ 439- 33 17

[www.frauen.uni-wuppertal.de](http://www.frauen.uni-wuppertal.de)  
[email: frauen@uni-wuppertal.de](mailto:frauen@uni-wuppertal.de)

Gestaltung Tanja Link, FB F





## Editorial

Einfach mal auftauchen im Lebensraum Hochschule – unter diesem Motto steht die aktuelle Ausgabe unseres Gleichstellungsmagazins.

So werden Frauen sichtbar durch ein Gleichstellungsranking gemacht, nehmen Wissenschaftlerinnen mittlerweile einen festen Platz in der EU-Förderung ein, soll die Gesundheitsförderung die Geschlechterperspektive enthalten und lässt eine Ausstellung zur Modefotografie das weibliche Lebensgefühl der 50er Jahre erahnen.

Viel Spaß beim Lesen wünschen Ihnen

Dr. Christel Hornstein  
Gabriele Hillebrand-Knopff  
Andrea Hoffmann

der Fondazione statt des Fondazione leitet sie statt leiten sich

doppeltes von drei engagierten Studentinnen (Praktikumsbüro)

der horazische (statt Horazischen) Grundsatz

# Dem Mittelalter auf der Spur...

## Portrait 4

Seit dem Sommersemester 1998 ist Elisabeth Stein Professorin im Fachbereich A Geistes- und Kulturwissenschaften, wo sie den Bereich der Latinistik vertritt, die dem Fach Allgemeine Literaturwissenschaft im engeren und der Germanistik im weiteren Sinne zugeordnet wird.

Die Professorin mit der immer noch hörbaren badi-schen Einfärbung kommt von der Universität Freiburg im Breisgau, wo sie das 1. Staatsexamen in den Fächern Latein und Griechisch ablegte und im Jahr 1989 über *Autorbewusstsein in der frühen griechischen Literatur* promovierte; außerdem entstand 1995 als Beitrag zur Hagiographieforschung *Leben und Visionen der Alpais von Cudot (1150-1211)*.

Innerhalb ihrer Habilitationszeit war sie 1992 als Stipendiatin der „Fondazione Ezio Franceschini“ in Florenz und 1995 als 'Visiting fellow' am Warburg Institute in London.

Im Jahr 1996 habilitierte sie sich mit der Schrift *Clericus in speculo. Studien zur lateinischen Verssatire des 12. und 13. Jahrhunderts und Erstedition des „Speculum prelatorum“*.

An der Freiburger Universität begann sie 1990 ihre Lehrtätigkeit.

Ihr Spektrum in der Lehre heute umfasst die lateini-sche Literatur und Sprache von der Spätantike bis zur Frühen Neuzeit. In der Forschung behandelt sie vorzugsweise Antikenrezeption, Predigt- und Visions-literatur, Erzählen im Spätmittelalter, Humanismus sowie Editions-wissenschaft.

In ihren Lehrveranstaltungen werden Themenge-biete aus der Mediävistik interdisziplinär behandelt: So gewannen die Studierenden beispielsweise in dem Hauptseminar *Die Erfahrung des Fremden. Reiseberichte des Mittelalters* einen Überblick über ein Themengebiet aus unterschiedlichen Perspektiven oder sie konnten sich in dem Proseminar *Heloise & Abaelard – eine Liebe des 12. Jahrhunderts* punktuell mit einer zentralen gei-stesgeschichtlichen Fragestellung auseinandersetzen.

Gelegentlich liest die gelernte Altphilologin Originalauszüge aus den antiken und mittelalterlichen Texten vor, um rhetorische Raffinessen der Autoren zu verdeutlichen sowie einen Höreindruck der „toten“ Sprache zu geben.

Bei der Gestaltung ihres Unterrichts praktiziert die Latinistin regelmäßig und gerne das sogenannte „team-teaching“ mit Kollegen aus angrenzenden Fächern (Allgemeine Literaturwissenschaft, Germa-nistik, Geschichte), zumal die Mediävistik als ein inter-disziplinäres Fach dazu einlädt.

Den Studierenden öffnet sich dadurch der Blick in andere Fächer und sie haben die Möglichkeit, sich auf zwei Lehrpersönlichkeiten nebeneinander einzustellen. Auch für die Mediävistin eröffnen sich neue themati-sche Perspektiven und der gemeinsame Unterricht stellt sich als didaktische Herausforderung dar. So konnten Lehramtsstudenten etwa in dem Hauptsemi-nar *Mittelalter im Deutschunterricht*, das Frau Stein mit der Germanistin Anne Berkemeier durchführte, viele Anregungen für eine spätere Beschäftigung mit dem Mittelalter in der Schule gewinnen.

In ihren Vorlesungen erlebt der Zuhörer eine leben-dige und engagierte Darstellung des Stoffes: Frau Stein untermalt mit schauspielerischen Gesten und mit ihrer Stimme die jeweilige Erzählsituation. Auf diese Weise folgt sie dem horazischen Grundsatz, dem „pro-cesse et delectare“, also dem Bestreben, Wissen zu fördern und gleichzeitig das Gemüt zu erfreuen; so ge-schah es beispielsweise in den Vorlesungen *Kriminal-fälle in der Literatur des Mittelalters* oder *Der treulose Geliebte. Verlassene Frauen in der (lateinischen) Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*.

Die Latinistin möchte in ihren Vorlesungen elemen-tares Wissen auf anspruchsvolle Weise vermitteln. Sie versteht sich als Sprachrohr zwischen den antiken und mittelalterlichen Texten und dem heutigen Menschen. Dazu greift sie auf die von ihr beherrschte Technik, Texte didaktisch sinnvoll zu reduzieren und auf ihre

Dieses Portait ist von dem Lehramts-Studenten Ralph Lehmkühler in Zusammenarbeit mit Frau Prof. Dr. Elisabeth Stein entstanden.



Prof. Dr. Elisabeth Stein FB A

Gabe, Inhalte zum Sprechen bringen zu können, zurück.

So ist es nicht verwunderlich, dass ihre Lehrveranstaltungen immer sehr gut besucht sind, und in manchem Zuhörer hat sie Interesse am Mittelalter neu geweckt. Auch viele Senioren-Studenten haben Gefallen an ihrem Vortrags- und Lehrstil gefunden.

Neben Frau Steins ansteckender Begeisterungsfähigkeit für ihr Fachgebiet und ihrer sympathischen Ausstrahlung ist es vor allem ihr Engagement für die Studierenden, das sie bei ihrem Publikum beliebt macht:

Die Professorin ist im Unterricht sehr aufgeschlossen für die studentischen Beiträge, und sie ruft die ihr bekannten „Studis“ mit Namen auf. Dabei ist Frau Steins Autorität von Sympathie getragen, und die Unterrichtsgespräche werden von ihr immer wieder durch humorvolle Bemerkungen aufgelockert.

In ihren Sprechstunden lernt sie mancher auch als hilfreiche Beraterin zu Fragen rund um das Studium kennen, und für jeden findet sie ein persönliches Wort. Die Professorin versteht diese Hilfe als festen Bestandteil ihres Berufes und ihr liegt daran, dass sich ihre „Studis“ fachlich und persönlich weiterentwickeln. Die hohen Anforderungen, die sie an die Studierenden stellt, leitet sie von den Ansprüchen an ihre eigene Person ab.

Auch in anderen Bereichen der Universität ist Frau Stein in Erscheinung getreten:

Am „Tag der offenen Tür“ der Bergischen Universität im Juni 2000 wurde den Besuchern eine informative Begegnung mit dem Mittelalter geboten:

Zusammen mit Kollegen und Studierenden stellte sie eine Unterrichtsszene aus dem Mittelalter nach, ferner waren Beispiele mittelalterlicher Handschriften und Faksimilia zur Dokumentation der Schriftgeschichte und Schriftentwicklung ausgestellt.

Im Frühjahr 2001 rief die Professorin zusammen mit Studierenden das Projekt „Wirtschaft & Studierende“ ins Leben:

In dem Praktikumsbüro (O-08.33), das von drei enga-

gierten Studentinnen betreut wird, finden Studierende aller Fachbereiche eine Vielzahl von anregenden Ideen und Praktikumsmöglichkeiten.

Zusammen mit der Literaturwissenschaftlerin Julia Abel initiierte sie im Wintersemester 2002/03 die Veranstaltung *Meine besten Seiten*, in der in unregelmäßigen Abständen Dozenten aus verschiedenen Fächern einen ihrer Lieblingstexte vorstellten. Frau Stein präsentierte bisher Homers *Odyssee* und Ovids *Metamorphosen*.

Ihre zweijährige Amtszeit als Dekanin des ehemaligen Fachbereichs 4 (Sprach- und Literaturwissenschaften) endete im September 2003. Zuvor war sie auch 2 Jahre lang Prodekanin.

Derzeit ist die Professorin im Senat und in der Kommission für Studium und Lehre I (K I) tätig. Die Mediävistin erhält häufig Einladungen, in Ringvorlesungen und Vorlesungen angrenzender Fachgebiete einen Vortrag beizusteuern, und sie kommt dem gerne nach. So gab sie im vergangenen Wintersemester 2003/2004 in der Ringvorlesung *Wozu Kulturwissenschaft?* mit dem Vortrag *Handschriften als Kulturträger* einen Einblick in ihre aktuelle Forschung.

Auch privat rückt die Kultur bei dem „Augenmenschen“ Elisabeth Stein ins Zentrum ihrer Beschäftigung: Sie liest sehr viel, ohne sich dabei auf ihr Fachgebiet zu beschränken, hört klassische Musik jeglicher Gattung, Theater- und Konzertbesuche stehen aus Mangel an Zeit nur selten auf ihrem Programm.

Alles, was Elisabeth Stein beruflich wie privat angeht, ist getragen von ihrer Begeisterungsfähigkeit und vor allem dem Spaß, den sie bei der intensiven Auseinandersetzung mit Literatur empfindet.

So bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass sie auch weiterhin aus ihrem Engagement für die Hochschule genügend Befriedigung für sich gewinnen mag.

# Wege aus der Wissenschaft?

## Ein Selbstportrait

Kürzlich lud mich Frau Dr. Hornstein dazu ein, für das Gleichstellungsmagazin ein Selbstportrait zu schreiben. Anlass war die Prämierung meiner Arbeit mit dem Dissertationspreis 2003 der Commerzbank-Stiftung im Dezember 2003.

So blätterte ich in den letzten Ausgaben dieses Magazins und stellte fest, dass sich schon einige Frauen aus verschiedenen Bereichen der Bergischen Universität zu Wort gemeldet haben; nimmt man deren Berichte zusammen, ergibt sich ein bunter Strauß an Lebenserfahrungen von Frauen an Hochschulen. Im Rahmen des Forschungsprojekts „Wege in die Wissenschaft“ sind Erfahrungs- und Karriereberichte aus erster Hand eine sinnvolle Ergänzung zu den allgemein zugänglichen Daten und Fakten zur Situation von Doktorandinnen/Habilitandinnen an deutschen Hochschulen. In meinem Fall stellt sich jedoch die umgekehrte Frage: Gibt es für mich ein (Berufs-)Leben außerhalb der Hochschule?

Der Weg in die Wissenschaft war für mich müheloser, als sich mein geplanter Ausstieg aus der Wissenschaft darstellt. Als gebürtige Wuppertalerin (Jahrgang 1971) hatte ich mich nach dem Abitur für das Lehramt der Sekundarstufen I & II für die Fächer Deutsch und Englisch an der Bergischen Universität eingeschrieben, allerdings nicht mit der festen Absicht, in den Schuldienst zu gehen. Damals riet man mir jedoch von einem Magisterstudium ab, da dieser Abschluss kein klares Berufsziel mit sich bringe und ich mir – als Frau – die Möglichkeit offen lassen sollte, mich für einen „familienfreundlichen Job“ zu qualifizieren. Die Wahl meiner Studienfächer erfolgte im leichtsinnigen Alter von 18 Jahren nach dem Lustprinzip: Da ich aus einem anglophilen Elternhaus stamme – meine Mutter war in den 1960er Jahren nach Kanada ausgewandert und lebte fast 3 Jahre in Nordamerika – hatte ich früh eine Sehnsucht entwickelt, ebenfalls ins englischsprachige Ausland zu gehen, und entschied mich für das Anglistikstudium. Nach dem Grundstudium probierte ich mich erstmals als Lehrende aus, indem ich als Fremdsprachen-

assistentin für Deutsch an einem Gymnasium in York (England) wirkte. Nach zehn ereignis- und lehrreichen Monaten führte ich mein Studium in Wuppertal fort. Nach Abschluss meines Studiums im Dezember 1997 riet mir der Betreuer meiner Staatsexamensarbeit, Prof. Horst Prießnitz, zur Promotion und bot mir eine Stelle als wissenschaftliche Hilfskraft an. Er machte mich auf ein Postgraduierenstipendium der Australian National University (ANU) in Canberra, Australien aufmerksam, um das ich mich erfolgreich bewarb. So konnte ich an dieser erstklassigen Universität mit den Forschungen zu meinem Dissertationsthema beginnen. Von Februar bis September 1998 arbeitete ich unter der Leitung von Prof. Dr. David Parker in einem multikulturellen und akademisch herausfordernden Umfeld. Von meinem Aufenthalt an der ANU profitierte ich noch nach meiner Rückkehr an die heimische Universität; denn die dortigen Veranstaltungen für Doktoranden, die Teilnahme an Konferenzen regionaler Universitäten und des Goethe-Instituts in Sydney, die Diskussionen in der Reading Group, in der Doktoranden, wissenschaftliche Mitarbeiter und Professoren literaturwissenschaftliche Texte und Fragestellungen diskutierten, und der Besuch von Kolloquien führte mich beinahe spielerisch in den Wissenschaftsbetrieb ein.

In knapp drei Jahren entstand meine Dissertation mit dem Titel „The Battle of the Sexes in D.H. Lawrence's Prose, Poetry and Paintings“ (bei [www.amazon.de](http://www.amazon.de) für 50 € zu erwerben). Als ich diese druckfrisch dem Promotionsausschuss vorlegte, wollte es der Zufall, dass bei meinem Doktorvater eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin vakant wurde; nach eingehender Prüfung meiner Arbeit bot er mir diese Stelle an. Seit Januar 2001 forsche und lehre ich nun im Bereich englische (und australische) Literatur. Zudem bin ich als Erasmus-Koordinatorin des Fachs für die Vergabe von Stipendien an unseren Gastuniversitäten in England und Irland und für unsere Kooperation mit der ANU zuständig. Als jüngste wissenschaftliche Mitarbeiterin

des Fachs sehe ich mich auch in einer Vermittlerrolle zwischen etablierten Lehrenden und jungen Studierenden. Aufgrund der hochschulpolitischen Neuerungen und der Einführung innovativer B.A./M.A.-Studiengänge mit Modulen und Leistungspunkten besteht ferner ein hoher Beratungsbedarf.

Auch als Nachwuchswissenschaftlerin bin ich von den Änderungen des Hochschulrahmengesetzes betroffen, z.B. von dem Gesetz, dass man als Wissenschaftler/in nur insgesamt 12 Jahre an einer deutschen Hochschule beschäftigt sein darf („Qualifizierungsphase“); entweder hat man sich mit Ablauf dieser Frist erfolgreich um eine Professur bemüht oder wird aus dem deutschen Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen. Auch stehe ich den „Frauenförderungsprogrammen“ insofern skeptisch gegenüber, als meine Leistungen dann als „Quotenfrau“ abgewertet werden könnten. Diese Befürchtung wurde mir von mehreren (männlichen) Professoren bestätigt, die mir explizit zu „geschlechtsneutralen“ Förderprogrammen rieten. Zusätzlich verunsichert die umstrittene Einführung von Juniorprofessuren und deren mangelnde Akzeptanz im Vergleich zur traditionellen Habilitation. Die fehlende Planbarkeit der akademischen Laufbahn sowie die schlechten Stellenaussichten in den Geisteswissenschaften bestärken mich in meinem Entschluss gegen eine „Uni-Karriere“.

Es ist die Ironie des Schicksals, dass der geplante Ausstieg aus der Wissenschaft ebenso problematisch ist wie der Aufstieg innerhalb des Wissenschaftsbetriebs. Ein Karrierecoach nannte meinen Lebenslauf trotz meines sehr guten Hochschulabschlusses, sehr guter Promotion, achtzehn Monaten Auslands- und dreijähriger Berufserfahrung „suboptimal“, da mir Praxisbezug und betriebswirtschaftliche Kenntnisse fehlen. Früher hatte ich mir unter „schwer vermittelbar“ etwas anderes vorgestellt. Doch es ist wichtig, sich nicht als Opfer ungünstiger Umstände zu sehen, sondern den eigenen Weg aktiv zu gestalten. Mein bisheriger Werdegang erforderte Leistungsfähigkeit, Durchsetz-



Dr. Cornelia Schulze FB A

ungsvermögen, Selbstbewusstsein, Flexibilität und ausgeprägte analytische, konzeptionelle und kommunikative Fähigkeiten. Nach einer notwendigen Standortbestimmung und Selbstanalyse hat für mich nun die Bewerbungsphase begonnen. Jetzt gilt es zu beweisen, dass ich über Fähigkeiten und Qualifikationen verfüge, die für Unternehmen der Industrie und Wirtschaft eine Bereicherung sein können.

Sollten sich unter den Leserinnen und Lesern interessierte Arbeitgeber befinden, würde ich mich über eine kurze E-Mail an [cschulze@uni-wuppertal.de](mailto:cschulze@uni-wuppertal.de) freuen – ich gebe Ihnen gern nähere Informationen zu meinem Leistungsprofil. Auch freue ich mich über Feedback von denjenigen, denen der Absprung gelungen ist. Denen aber, die sich für die Hochschullaufbahn entschieden haben, wünsche ich, dass sie nicht zwischen dem alten und neuen System zerrieben werden, sondern ihre akademische Nische finden.



## Ich bin eine Spätaussiedlerin

Schon seit langer Zeit bezeichnen die Europäer alle Bewohner Russlands als Russen und alle Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion ohne Differenzierung wurden Russen genannt. Diese Betrachtung hat eine lange Tradition in Europa und ist mit der Idee eines Nationalstaates verbunden. Dabei war Russland vielleicht nur am Anfang seiner Geschichte ein Nationalstaat der Russen gewesen. Eine Vielzahl von Ethnien, vier Weltreligionen, verschiedene Sprachen und Mentalitäten, Europa und Asien - diese ganze Vielfalt zeichnete das Russische Imperium und später die Sowjetunion als Vielvölkerstaat aus. Nicht zufällig gibt es in dem Inneren russischen Pass bis heute den fünften Punkt, in dem die Volkszugehörigkeit der Person vermerkt wird. Die demokratischen Winde haben ihn nicht weggefedt, obwohl man das versucht hat. Viele Volksgruppen haben sich gegen dieses formell demokratische Vorgehen heftig gewehrt.

Die ehemalige Sowjetunion war ein interessantes und seltsames Gebilde, in das die verschiedenen Völker in einer streng hierarchischen Weise eingegliedert waren: manche Völker, z.B. Esten (900 000 in der Zahl) oder Russen (fast 100 Millionen), hatten eigene Republiken und hießen deswegen Titelnationen, andere, z.B. einige Millionen Baschkiren oder 400 000 Jakuten – eine Autonome Republik, 30 000 Komipermjaki – einen Autonomen

Kreis, 2 Millionen Juden - ein autonomes Gebiet nicht dort, wo sie lebten, sondern in einer Gegend, wo sie nicht einmal ganze 4% der Gebietsbevölkerung darstellten. Einige Völker hatten kein Territorium, sie mussten sich unter der Rubrik „nationale Minderheiten“ suchen, darunter z.B. Zigeuner, Krimtataren, Koreaner, Griechen, deren Spuren auf der Insel Krim von den russischen Archäologen untersucht werden, Kurden oder 2 Millionen Deutsche. Könnte jemand diese Logik verstehen? Aber welcher Unterschied! Die einen hatten Zeitungen, Schul- und Universitätswesen, Verwaltung in ihrer Sprache, die anderen eben nichts. Als Volk treten sie nur in der Statistik der Volkszählungen auf, weil man sie gefragt hat, was sie seien. Ohne Eintragung im Pass hätte man viel weniger Ethnien in der russischen Statistik. Die Sowjetunion existiert heute nicht mehr, in der Volkshierarchie Russlands ist vieles beim alten geblieben. Nach dem Zerfall der Sowjetunion begann eine richtige Völkerwanderung: es entstanden Nationalstaaten mit Grenzen und eigenen Sprachen, nicht immer ist Russisch erwünscht.

Zwei Volksgruppen aus der ehemaligen Sowjetunion dürfen auf dem legalen Wege in die BRD einreisen: die Russlanddeutschen mit dem Status Spätaussiedler und die Juden als Flüchtlinge.



Ich bin eine Spätaussiedlerin, heiße Alida Hübner, Ende 1945 in Russland geboren, seit 1993 in der BRD, seit 1998 in Wuppertal. Ich weiß nicht, ob Spätaussiedler für unsere LeserInnen ein Begriff ist, die Gruppe macht zurzeit in den Medien negative Schlagzahlen. Vielleicht kann ich in diesem Sinne ein bisschen Aufklärungsarbeit leisten. Meine Vorfahren sind deutscher Abstammung aus Württemberg. Ende des 18. Jahrhunderts siedelten sie nach Rußland um. Wie viele Einwanderer aus Europa folgten sie der Einladung der Zarin Katharina, die ihnen eine Reihe von Privilegien geboten hat: Land zum dauernden und erblichen Besitz in den Gegenden, die bereits von den Türken befreit waren, Befreiung von allen Steuern für die ersten 30 Jahre, Freistellung vom Militärdienst für die ganze Zeit, Religionsfreiheit und Selbstverwaltung in eigener Sprache. Somit wurde den Einwanderern das Recht auf ihre nationale, kulturelle und religiöse Eigenständigkeit zugesichert. Mitte des 19. Jahrhunderts entstand in Russland eine deutsche Diaspora. Die Deutschen waren ihrer neuen Heimat treu. Sie hatten einen großen Einfluss in Kultur, Wissenschaft und Wirtschaft, besonders aber in der Verwaltung und im Militärwesen. Erst hundert Jahre später, in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts, hat die russische Regierung auf Druck der Eliten mit der Russifizierungspolitik begonnen. Dass sich die Bedingungen für die Deutschen in Russland seitdem drastisch geändert haben, verdanken sie dem 1. und besonders dem 2. Weltkrieg. Die guten Zeiten in der russischen Heimat waren für die Deutschen für immer vorbei.

Meine Vorfahren väterlicher Seite waren auf der Insel Krim wohnsässig. Mein Großvater Bernhard Hübner kämpfte im 1. Weltkrieg an der Türkischen Front und war vier Jahre in der Gefangenschaft in Deutschland. Als er zurückkam, war in Russland alles anders: von den 400 Hektar Land waren nach der Enteignung nur 25 geblieben. Um der Zwangsumsiedlung nach Sibirien zu entkommen, lässt die Familie ihr Hab und Gut zurück und flieht 1929 aus dem Dorf. Nach der Revolution erlebten meine Großeltern wie viele andere in Russland alle Schrecken der Sowjetzeit: Bürgerkrieg, Enteignung, Entkulakisierung, Repressalien (mein Großvater Hübner kam für fünf Jahre als Volksfeind in ein Straflager, Großvater Frank wurde 1937 erschossen).

Der Leidensweg der Deutschen begann mit dem Krieg. Im August 1941 wurden sie des Verrates beschuldigt und aus den westlichen Gebieten Rußlands in 24 Stunden nach Kasachstan und Sibirien deportiert. In vielen Fällen wurden die Männer von ihren Familien getrennt. Die deutsche Bevölkerung westlich des Dnjepr entkam wegen des schnellen Einmarsches der deutschen Wehrmacht der Deportierung, ein Teil wurde im November 1943 nach Deutschland gebracht, wo diese Menschen eingebürgert worden waren. Diejenigen, die sich nach dem Krieg in der Sowjetbesatzungszone befanden, wurden nach Sibirien in die Sondersiedlungen unter die Aufsicht der Kommandantur „repatriiert“ und hatten zusammen mit den früheren Deportierten die schwerste Arbeit zu leisten.

Anfang 1942 wurden junge Deutsche ab 16 aus Kasachstan in die so genannte Arbeitsarmee einberufen, die Lager für diese Armee entstanden überall im Ural und in Sibirien. Die Deutschen wurden beim Holzfällen, in Kohlengruben und auf Baustellen eingesetzt. Vielen kosteten die schwere Arbeit, der Hunger, der Frost und die psychische Belastung das Leben. Im Iwdellag Nr.13 in einem kleinen Städtchen Turinsk im Uralgebiet haben sich meine Eltern getroffen. Ich vermute, ich bin das einzige Kind, das unter diesen Umständen geboren wurde. Das verdanke ich meiner Mutter, die im Lager nicht nur für die Häftlinge, sondern auch für die Wache als Köchin eingesetzt wurde und deswegen ein Privileg hatte, ein separates Zimmer in der Baracke bewohnen zu dürfen.

Zwei Monate nach der Geburt mußte meine Mutter wieder in die Küche, und ich blieb in der Baracke mit denjenigen Mädchen, die gerade Dienst hatten, die Baracken sauber zu halten und mit Holz und Wasser zu versorgen, etc. Die Folge dieser Erziehung war, dass ich nach der Endlassung meiner Eltern aus dem Lager 1949 kein Wort russisch konnte. Mein erstes Erlebnis in Freiheit war, daß ich von einem russischen Jungen vor den Augen meiner Großmutter in einen tiefen Wassergraben gestoßen wurde, zu meinem Glück aber von einem erwachsenen Russen gerettet worden war. Seitdem ist mir das Vergnügen, in einem Bach zu baden, fremd geblieben. An diesem Abend hörte ich von meinen Eltern zum ersten Mal den Satz „Sei lieber still!“,



den ich bis heute hasse. Ich war auch wirklich stiller geworden. Ab diesen Tag sprachen meine Eltern mit uns Kindern nicht mehr deutsch, nur meiner Großmutter konnte man das nicht verbieten, sie sprach weiter deutsch, wir aber antworteten stets russisch. Zu Russen sind wir trotz der Sprache nicht geworden, wir feierten Weihnachten und Ostern nach dem Julianischen Kalender, meine Eltern hatten keine russischen Freunde, meine Großmutter konnte nur deutsche Märchen erzählen, bei den Festen konnten die Erwachsenen zunächst nur deutsche Lieder singen. Und das wichtigste war, für die Einheimischen waren wir Deutsche geblieben und deswegen auch für uns selbst.

Es war eine schwere Zeit für alle in Russland, für uns besonders, denn wir hatten nicht nur Hunger und Not erleiden müssen. Vorurteile und Hass machten das Leben noch bitterer. Zehn Jahre nach dem Krieg durften die Deutschen die Sondersiedlungen nicht verlassen, sie standen unter der Kommandanturaufsicht. Mit Stalins Tod hatte sich vieles verändert: 1956 wurde beschlossen, die Repressierten aus den Lagern zu entlassen. Die Deutschen durften die Sondersiedlungen auch verlassen, nur an die Heimatorte durften sie nicht zurück. Erst 1972 bekamen sie das Recht auf freie Bewegung. Die meisten sind aus Turinsk nach Kasachstan umgezogen. Ich hätte mir gewünscht, auch fort zugehen, aber meine Eltern sind geblieben. Nach Jahren hatte sich die Beziehung zwischen Russen und Deutschen im Allgemeinen verbessert, die wenigen deutschen Kinder wurden in der Schule nicht mehr als Faschisten beschimpft. Ich hatte echte Freunde gefunden. Die Diskriminierung durch den Staat ist nicht verschwunden. Es war eben so. Trotz aller meiner Bemühungen hat mich Mütterchen Russland stets nur als Stieftochter betrachtet. Ich bin aber den Russen nicht böse, die einfachen Menschen können nichts dafür.

Das Leben in der Stadt begann sich langsam zu normalisieren, und es wurde immer langweiliger und stiller: plötzlich waren keine griechischen, tatarischen und armenischen Familien mit ihren vielen lauten Kindern da. Auf den Strassen wimmelte es nicht mehr. Die Wissenschaftler, Schauspieler, Künstler, Musiker, die aus den Großstädten nach Turinsk von dem Schicksal verschlagen worden waren, hatten das kulturelle Leben

der Siedlung geprägt. Im Betriebsklub hatten sie nach der schweren Arbeit Literaturabende, Konzerte, Ausstellungen, Theatervorstellungen organisiert. Einige Verbannte waren in meiner Schule als Lehrer tätig, sie hatten uns Schülern ihre Zeit einfach geschenkt, weil sie bestimmt ihre eigenen Kinder vermissten. Ich hatte im Theater gespielt, im Kinderchor gesungen, Klavierstunde genommen. Heute bin ich überzeugt: das war die Blütezeit der Stadt Turinsk. Aber die Zeit war gekommen, alle Fremden haben einer nach dem anderen die Stadt verlassen.

Mit 16 hatte ich das Abitur und durfte studieren, aber nicht alles und nicht überall. Meine Interessen lagen im Bereich Biochemie, dieses Fach konnte man damals nur in Moskau studieren, ich wußte aber, daß ich dort keine Chance hatte. So treffe ich die Entscheidung, nach Swerdlowsk (Jekaterinburg) zu gehen, um an der Pädagogischen Hochschule Deutsch zu studieren. Die Prüfungskommission fand es aber nicht erwünschenswert, und ich landete im Fachbereich Anglistik. Obwohl ich eine gute Studentin war, Spaß an der englischen Sprache hatte ich nicht gefunden. Nach dem Abschluss des Studiums bekam ich zu meiner Enttäuschung die Einweisung nach Turinsk in meine Schule. Jetzt war ich 21 und wusste, dass ich auf keinen Fall das ganze Leben lang als Englischlehrerin in Turinsk bleiben möchte. Ich wollte aus dieser Stadt raus.

Nach einem Jahr kehrte ich nach Jekaterinburg zurück, begann ein Abendstudium in Philosophie an der Uraler Universität. Zuerst arbeitete ich weiter als Englischlehrerin. Nach dem wissenschaftlichen Praktikum hatte ich großes Glück: ich wurde als wissenschaftliche Hilfskraft in die Abteilung für Kulturologie und Soziologie der Akademie der Wissenschaften genommen. Obwohl mir der 5. Punkt im Inneren Paß auch weiter Schwierigkeiten bereitet, kann ich diese Zeit als glücklichste in meinem Leben bezeichnen. Der Leiter der Abteilung, Professor Kogan, war ein echter Encyclopedist und hat in der Abteilung ein wunderbares Klima geschaffen. 1984 promovierte ich bei ihm zu einem aus heutiger Sicht komischen Thema: „Psychologische Faktoren in der Regelung der Kultur“. 1988 wurde in Jekaterinburg ein neues Institut für Philosophie und Recht, mit der Aufgabe, die Perestroika zu unterstützen, gegründet.



Da bekam ich endlich eine meiner Qualifikation entsprechende Stelle.

1989 machte ich zum ersten Mal im Leben eine Auslandsreise nach Deutschland. Meine 19-jährige Tochter und ich waren bei der Tante in Offenburg. Diese Familie verließ Tadschikistan Richtung Deutschland Anfang der 70er Jahre, Briefwechsel hatten wir aus gewissen Gründen nicht. Diese Reise hat mein Leben durcheinander gebracht. Die Tante hatte die Geschichte der Familie mit allen Grausamkeiten und Verlusten offen gelegt. Ich muss zugeben, ich wusste davon auch nicht viel. Für meine Tochter, die zu Hause von dem ganzen immer verschont war, brach die Welt zusammen. „Warum?“ fragte sie immer wieder. Nach Russland wollte sie nicht zurück. Zu Hause in Jekaterinburg hatte sie die Großeltern zur Rede gestellt und sie überzeugt, auszureisen. Nach drei Jahren, 1992, bekamen mein Vater und ich (meine Mutter war inzwischen 1990 verstorben) den Aufnahmebescheid, meine Tochter aber, als Kind aus der Mischehe, eine Absage. Im naiven Glauben, dass man die Sache mit der Tochter in einem demokratischen Rechtsstaat ganz schnell regeln kann, sind wir 1993 eingereist. Bis ich dann schließlich für die Tochter die Einreise bewilligt bekam, sind 5 Jahre vergangen. Seit 2001 ist meine Tochter mit ihrer Familie endlich in Deutschland.

Mein Vater und ich wurden als Aussiedler in das Land Baden-Württemberg nach Dornstätten angewiesen. Von Deutschland waren wir begeistert: einige stereotypische Vorstellungen haben sich bestätigt, andere nicht. Die erste Zeit war schwer, aber auch sehr interessant, voller Überraschungen und Entdeckungen. Was zum Beispiel die deutsche Sprache betrifft: zuerst erschien sie mir als eintönig und sehr ruhig. Heute behaupte ich, dass Russisch im Vergleich zu Deutsch eine sehr emotional geladene Sprache ist. Ich merke, dass, wenn ich jemanden überzeugen möchte, klingt mein Deutsch zu emotional, eben russisch und die anderen denken, dass ich aufgeregt bin. Oder die Sache mit dem Artikel: die Russen haben eine ganz andere Logik im Bezug auf Weiblichkeit: solche Wörter, wie Leben, Tod, Schicksal, oder Busen, Hals, Rücken, Bein sind in Russisch feminin.

Aus der Sowjetunion hatte ich die große Angst von der Arbeitslosigkeit mitgebracht, so war meine Überraschung groß, als ich beim ersten Besuch des Einkaufszentrums in Dornstätten die Anzeige über eine Arbeitstelle sah. Am nächsten Tag war ich dort beschäftigt. Alle im Wohnheim, die schon erfahrene Aussiedler waren, haben mich für verrückt gehalten, ich aber verstand die ganze Aufregung überhaupt nicht. Nach ein paar Tagen bekam ich vom Arbeitsamt ein Schreiben, wo stand: weil ich schon eine Arbeit gefunden hatte, brauche ich keinen Sprachkurs. Die Geschäftsleiterin, der ich das im gebrochenen deutsch mitgeteilt habe, war wütend. Sie rief beim Arbeitsamt an und versicherte der Behörde, dass weder die Mitarbeiter, noch die Nudeln mir im Hochdeutsch helfen können.

Nach zwei Wochen in Dornstätten wurde mein Vater ins Kreiskrankenhaus in Freudenstadt mit Herzinfarkt eingeliefert. Im Krankenzimmer hatte er einen Mann kennen gelernt, der für ihn ein richtiger Freund wurde. Die alten Herren hatten viel Gemeinsames: schwere Jugend: der eine war vier Jahre in der russischen Gefangenschaft, der andere 6 Jahre im russischen Lager. Alle Weihnachten bis zu seinem Tod hat mein Vater bei der Familie seines Freundes verbracht. Ich bin bis heute glücklich, dass das Leben diese Begegnung meinem Vater geschenkt hatte.

Nach drei Monaten ist es mir gelungen, einen Platz in dem Wohnheim in Offenburg zu bekommen, wo meine Tante seit Jahren lebte. Da habe ich vom Arbeitsamt einen 3-monatigen Sprachkurs bekommen. Mein Studium in Russland, sowie Dokortitel wurden nicht anerkannt, nur bestätigt. Mit der Arbeit hatte ich auch in Offenburg Glück: zwei mal war ich als ABM-Kraft eingesetzt, was ich meinem Berater aus dem Arbeitsamt verdanke, obwohl er immer gesagt hatte, dass er für mich nichts Passendes hatte. Zuerst war ich im städtischen Archiv, dann in einer Beruflichen Schule als Brückenlehrerin für die Mädchen aus der ehemaligen Sowjetunion tätig. Durch eine Bekannte habe ich das Stellenangebot in der Uni Wuppertal gefunden. Ende 1997 bin ich nach Wuppertal umgezogen und begann als Sekretärin zu arbeiten.

Jetzt mache ich einen großen Sprung zum Thema



Ural und nach Jekaterinburg. Das Swerdlowskgebiet liegt im mittleren und nördlichen Ural und erstreckt sich in die westsibirische Tiefebene hinein. Seit Beginn der Neuzeit leben im Ural die finnougri-schen Völker Chanten und Mansen, sowie Nachfahren der Türken die Baschkiren und sibirische Tataren. Die russische Kolonisierung der Region begann im 15. Jahrhundert. Zuerst entstanden Festungen und Handelszentren. Die heutige Stadt Jekaterinburg, früher Swerdlowsk, wurde nach deutschem Muster als Verbindung von Fabrik und Festung 1723 geplant und in 20 Monaten unter der Leitung von General Wilhelm de Gennin gebaut. Das Swerdlowskgebiet gehört zu den am intensivsten urbanisierten Gebieten Russlands: 87% der 4,5 Millionen Einwohner wohnen in 47 Städten, davon 1,5 Millionen in der Hauptstadt der Region Jekaterinburg.

Der Ural ist ein besonderes Gebiet Russlands. Dank seiner Bodenschätze wurde es früh zum Zentrum der Metallbearbeitung und Stütze des Imperiums, in den sowjetischen Zeiten zur Rüstungskammer der Sowjetunion. Staatliche Hüttenbetriebe prägten die Architektur der hier entstandenen Städte: um die Fabriken herum entwickelte sich jeweils ein Netz von Bergwerksiedlungen. Schon zur Zeit der Gründung von Jekaterinburg wurden auch viele ausländische Fachleute wie Stein-schleifer, Ingenieure, Ärzte und Apotheker hinzugezogen, und zwar unter dem Schutz des Staates. Den Arbeitskräftebedarf für die aufblühende Industrie hat man von Anfang an zum größten Teil auf eine günstige Weise gedeckt: die Personen angeheuert, die es aus verschiedenen Gründen, meistens als Flüchtlinge in die Gegend verschlagen hatte. Zuerst waren es die Altgläubigen, die nach der Kirchenspaltung Zentralrussland verlassen mussten. Später waren es verschiedene Gruppen: aufständische Polen, die sogenannten politisch unzuverlässigen Menschen und Straftäter, nach der Revolution die entkulakisierte Bauer, deportierte Volksgruppen, politische Gefangene etc. Das hat die Mentalität der Menschen in der Gegend stark geprägt, es hat sich ein regionales Selbstbewußtsein und Patriotismus herausgebildet, und es hat immer eine gewisse

Skepsis gegenüber Moskau und den Moskauern gegeben.

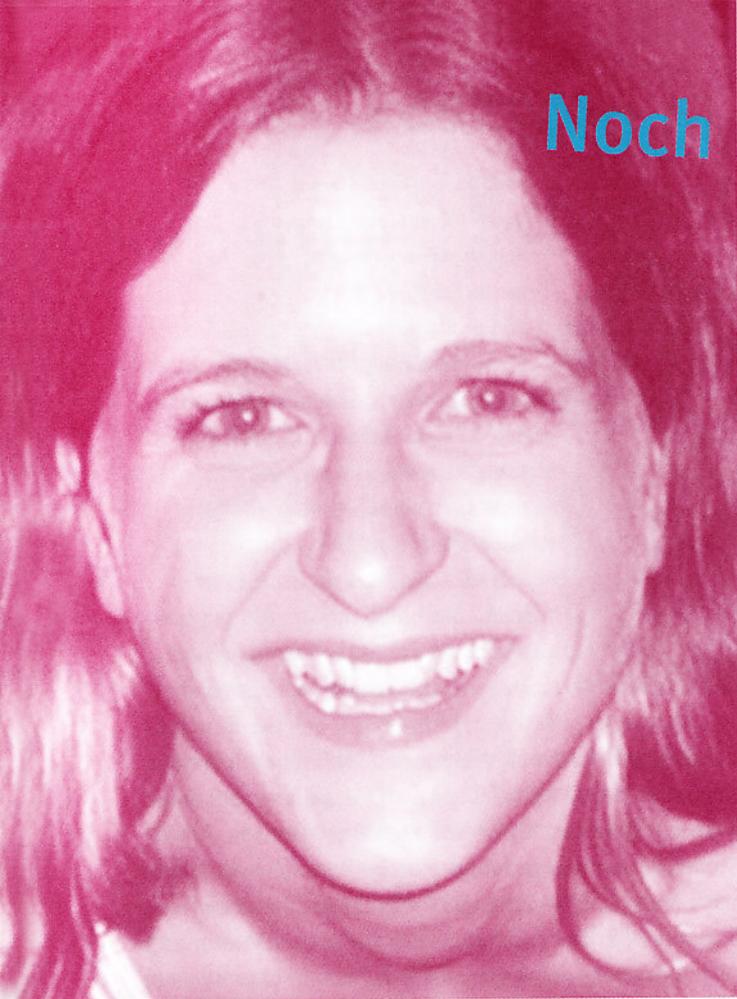
Aufgrund seiner geographischen Lage war der Ural prädestiniert, im Rüstungswettlauf eine Schlüsselrolle zu spielen. Hier schuf sich die Rüstungsindustrie ein System von Ausbildungseinrichtungen für den eigenen Bedarf. Die intellektuellen Kräfte, die aus allen Landesteilen zusammengezogen wurden, sorgen nicht nur für die praxisorientierte Wissenschaft, sondern auch für ein lebhaftes kulturelles Leben in der Stadt. Das Gebiet beherbergt 17 Institute der Akademie der Wissenschaften, 107 Forschungsinstitute verschiedener Fachrichtungen, sowie 18 Hoch- und Fachhochschulen. Die meisten befinden sich in Jekaterinburg. Zur kulturellen Infrastruktur gehörten Museen, Theater, Filmstudio, sowie auch künstlerische Hochschulen: Kunstschule, Architekturinstitut, Theaterinstitut, Konservatorium, die den Nachwuchs für den Kulturbetrieb der Stadt ausbilden. Jekaterinburg hat keine eigenen künstlerischen „Schulen“, kein lokales Kolorit hervorgebracht, weil die kulturellen Werte immer auf den gesamt-russischen Rahmen bezogen waren.

Mit der Perestroika änderte sich vieles in der Stadt, als erste im Land bekam sie ihren früheren Namen zurück. Die Stadt wurde für die Ausländer geöffnet. In den 90er Jahren entstand die Verbindung mit Wuppertal, es wurde ein Freundeskreis gegründet, in diesem Jahr feierten wir 10jähriges Bestehen. Wir unterstützen zwei Objekte: eine Lungenklinik und eine Schule für gehörlose Kinder. Voriges Jahr haben wir mit Hilfe großzügiger Spenden zwei Aktionen durchgeführt: wir brachten ein intaktes Röntgengerät mit komplettem Zubehör in die Klinik und richteten einen Computer-Unterrichtsraum in einer Schule ein.

Wer Interesse am Freundeskreis Jekaterinburg hat, ist herzlich einladen. Wir treffen uns regelmäßig an jedem letzten Montag im Monat ab 19.00 Uhr zu einem zwanglosen Stammtisch. Der derzeitige Treffpunkt ist die Gaststätte „Onkel Ludwig“ in der Winklerstrasse. Die Kontaktaufnahme kann aber auch über mich erfolgen (Email: [guschtsc@uni-wuppertal.de](mailto:guschtsc@uni-wuppertal.de)) Reisen dorthin und auch ins weiter entfernte Sibirien werden organisiert. Informationen dazu finden Sie auf der Homepage: [www.sibirientours.de](http://www.sibirientours.de).

Dr. Alida Hübner, FB C

# Noch mal die Kurve gekriegt...



Ich bin Susanne Graf, 25 Jahre alt und gerade fertig mit meinem Ersten Staatsexamen für das Lehramt für die Primarstufe. Seit etwas mehr als einer Woche bin ich nun schon im Referendariat und freue mich jeden Tag auf die Schule und die Kinder, denn das ist genau das, was ich machen will - seit ich denken kann!

Ich kann mich gar nicht mehr genau daran erinnern, wann genau ich beschlossen habe, dass Lehrerin mein Traumberuf ist. Vielleicht besitze ich ein „LehrerInnen-gen“, denn dieser Beruf ist in unserer Familie bereits in der dritten Generation vertreten. Das allein kann es ja aber nicht sein... doch fühle ich mich immer magisch von kleineren Kindern angezogen. Sogar als ich selbst noch ein kleiner Fuzzi war, habe ich mich ständig auf die Suche nach jüngeren Kindern gemacht und wahn-sinnig gerne auf sie aufgepasst. Es ist, glaube ich, das unerschütterliche Vertrauen, was mich gereizt hat und das erfüllende Gefühl, Verantwortung für einen anderen Menschen zu tragen, und ihm dabei zu helfen, die Welt zu begreifen. Und dann diese glänzenden Augen der Kinder, wenn sie etwas Neues entdeckt haben und das gute Gefühl, dass man dazu beigetragen hat – das fas-ziniert mich bis heute.

Dass es dann gerade Wuppertal als Studienstadt geworden ist, lag an privaten Kontakten, die ich damals schon dort hatte. Und nach anfänglicher Skepsis habe ich Wuppertal, obwohl es eine „Pendleruni“ ist, und am Wochenende kaum Freunde da blieben, dann lieben ge-lernt. Nachdem ich zuerst den Ehrgeiz hatte, mein Studium in Rekordzeit durchzuziehen und möglichst schnell fertig zu werden, haben sich im 5. Semester meine Prioritäten verlagert. Ich bekam die Möglichkeit auf einen Job als studentische Hilfskraft im Hochschul-sportbüro der Uni Wuppertal und entschied mich darauf hin, lieber länger, dafür aber intensiver zu studieren.

Da habe ich so grade noch die Kurve gekriegt und eine Entscheidung getroffen, für die ich mich noch heute oft beglückwünsche! Parallel zu diesem Job fing ich dann nämlich auch an, mich nach weiteren Möglich-keiten umzusehen, meinen Horizont neben dem Studium zu erweitern. Ich engagierte mich verstärkt in der Kinder-betreuung, organisierte Ferienfreizeiten, unter anderem auch die Uni-Kinderfreizeiten und begleitete Klassen-fahrten, probierte alle Sportarten aus, die ich schon immer mal machen wollte und belegte zur Abwechslung auch mal Seminare, nur so, aus Interesse. Schließlich stimmt es ja, dass man kaum mehr so gute Gelegen-heiten bekommt, sich weiterzubilden und allen mög-lichen (besonders sportlichen) Hobbies zu frönen, wie beim Studium.

Die Uni ist der reine Selbstbedienungsladen und jede/r ist im großen und ganzen selbst dafür verant-wortlich, inwieweit er/sie dieses vielfältige Angebot nutzt. Mich hat diese Zeit, die ich länger studiert habe, fachlich und persönlich enorm weitergebracht. Wenn ich mir jetzt vorstelle, dass ich vor drei Jahren fast schon fertig gewesen wäre, zweifle ich sehr daran, dass ich mich dann schon genauso reif und selbstsicher genug für das Berufsleben gefühlt hätte. Und obendrein habe ich jede Menge Qualifikationen erworben, die mir später sicher zu Gute kommen werden. Ich habe mein Studium in vollen Zügen genossen und werde sicher auch, nachdem ich im Juni meine Englischerweiterungs-prüfung abgelegt habe, weiterhin den Kontakt zur Uni halten.

# Gleichstellung als „work in progress“

Anhörung zu den Frauenförderplänen



Im Bild von links nach rechts:

Juliane Pieper, Susanne Jonas,

Prof. Dr. Werner Hoffmanns,

Monika Schiffgen,

Prof. Dr. Karl Schwalbenhofer

(stellv. Vorsitzender),

Prof. Dr. Susanne Uhmann, Hans-Georg Müller,

Gabriele Hillebrand-Knopff,

Dr. Christel Hornstein (Vorsitzende),

Dr. Michael Pfitzner

Vorne im Bild:

Knut Micke und Juliane Pegels

Nicht abgebildet:

Prof. Dr. Gerda Breuer, Priv.-Doz. Monika Rieger,

Micaela Wolff, Lars Alberth und Sascha Kring

Die neugewählte Gleichstellungskommission hat im Rahmen ihrer Mitwirkungsaufgabe gemäß § 23 (2) HG eine dreitägige Anhörung zu den Frauenförderplänen der Hochschule durchgeführt. Eingeladen waren alle amtierenden Dekane, ehemaligen Dekane sowie Verantwortliche für Gleichstellungsfragen, Leitungen der Zentralen Einrichtungen und Kanzler.

Auf der Basis eines Förderplanrasters, der schriftlichen Berichte über die Personalentwicklung (quantitative Daten)<sup>1</sup> und durchgeführten Maßnahmen des Frauenförderplans (qualitative Maßnahmen) waren die Verantwortlichen gehalten, ihr Frauenförderkonzept vorzustellen, über den Stand der Gleichstellung zu berichten, den Entwicklungszeitraum von 3 Jahren zu bilanzieren, den Zielerreichungsgrad zu bewerten und eine prospektive Betrachtung vorzunehmen. Die Berichtsblöcke wurden noch um Stellungnahmen zur leistungsorientierten Mittelvergabe, Bestimmungen zur Gremienbesetzung und der geschlechtergerechten Sprache ergänzt.

Den Kommissionsmitgliedern lagen darüber hinaus auch die umfangreichen Daten zur Erhebung der Umsetzung des LGG unserer Hochschule vor, die das Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie in NRW zum 31.1.04 abgefragt hat.

Anhand eines Leitfadens, der die Vergleichbarkeit der Ergebnisse sicherstellte, fand im Anschluß an die mündliche Berichterstattung eine Diskussion über

zukünftige Schwerpunktfelder und Maßnahmen statt. Die Zukunftsaufgaben lassen sich fokussieren auf verbesserte Nachwuchsförderung, größere Transparenz in Stellenbesetzungsverfahren durch öffentliche Ausschreibung und Bildung von Auswahlgremien, Gewinnung von externen weiblichen Mitgliedern in Berufungsverfahren, Vereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Familie, Personalentwicklung für den nichtwissenschaftlichen Bereich und Gewinnung von Studentinnen in technisch-naturwissenschaftlichen Fächern.

In der Abschlussbesprechung kamen die Mitglieder der Gleichstellungskommission zu einer überaus positiven Gesamtbetrachtung der Veranstaltung. Trotz des sehr engen Zeitfensters ist es gelungen, das Thema Gleichstellung wieder stärker in das Bewusstsein der Beteiligten zu rücken, die Sensibilität für Geschlechterfragen zu erhöhen und in einem intensiven Dialog Grenzen und Möglichkeiten der Querschnittsaufgabe „Frauenförderung“ auszuloten. Die Hochschule hat sich in weiten Teilen überraschend gut aufgestellt und konnte ihre Performance im Bereich der Gleichstellung vermitteln.

Die Ergebnisse der Anhörung, die Frauenförderpläne, die Berichte über die Personalentwicklung und die nach Maßgabe des Frauenförderplans durchgeführten Maßnahmen werden noch in diesem Jahr in einer Broschüre veröffentlicht.

<sup>1</sup> Um die Fachbereiche zu entlasten, wurden ergänzend zum vorhandenen dezentral erhobenen Material 120 Datenblätter zu den Studiengängen und Studierenden sowie die Stipendiendaten zur Graduiertenförderung und Hermann und Helene-Wilden-Stiftung durch das Gleichstellungsbüro erhoben. Unterstützt wurde die Maßnahme durch die Prorektoren I und II sowie den Leiter des Dezernats 2.

# Superuni – Schlusslicht – oder Mittelklasse

Dr. Christel Hornstein

Die Berichterstattung in den Medien und die Headline auf unserer Homepage sparen nicht an Superlativen, wenn es um die Fremd- und Selbstdarstellung der Bergischen Universität geht. Nach einer langen Periode von Negativbilanzen und schlechten Noten ist nun von Leithochschule, Aufstieg in die 1. Hochschul-Liga, revolutionärer Umstellung auf Bachelor und Master, Pilot an Bord der Ministerin, dem Maß aller Dinge, absoluter Spitzenplatz in der Gründungsförderung, Physik in der weltweiten Champions League der Forschung die Rede. Und im Bereich der Softfaktoren scheint der unaufhalt-same Aufstieg in die Vorzeige-Liga der Kinderuniversitäten kaum mehr zu toppen zu sein. Da geht eine Hochschule kühn in den Wettbewerb um die Stadt der Wissenschaften, und die heimische Zeitung ist wie umgekrempelt.

Angesichts dieser „Bestleistungen“ stellt sich die Frage, was denn eine Hochschule aus Gleichstellungs-gesichtspunkten beizusteuern hat, um im nationalen Vergleich einen Listenplatz einzunehmen, mit dem sich werben läßt. Wir haben daher den Blick auf ein Gleich-stellungsranking gerichtet, in dem sich die Bergische Universität weder als Superuni noch als Schlusslicht prä-sentiert, sondern in einem guten Mittelfeld positioniert.

Wer sich mit der Systematik von Rankings beschäf-tigt hat, wird kein Neuland betreten, wenn er bei der Lektüre des vom Kompetenzzentrum Frauen in Wissen-schaft und Forschung (CEWS) durchgeführten Hochschul-rankings nach den Indikatoren sucht, bei denen nur ein-mal die rote Karte gezogen wurde.<sup>1</sup> Das Ranking lehnt sich an die „Klassiker“ des Centrums für Hochschul-entwicklung in Gütersloh (CHE) an und geht dennoch weit darüber hinaus, indem erstmalig Erfolge auf dem Weg zu mehr Chancengleichheit bewertet werden. Die Untersuchung berücksichtigt in einem ersten Schritt zunächst quantitative Faktoren. Die geplante Fortschrei-bung wird auch qualitative Indikatoren einbeziehen, um im Zeitverlauf gleichstellungspolitische Prozesse und

ihre Ergebnisse sichtbar und für die Weiterentwicklung der Instrumente nutzbar zu machen.

## Ranking und Indikatoren

Die Idee eines Hochschulranking kommt aus den Ver-einigten Staaten. Dort soll es im Gewirr der nach Art und Qualität extrem unterschiedlichen Institutionen der Higher Education, die das amerikanische Hochschul-wesen ausmachen, eine gewisse Übersichtlichkeit herstellen.

In Deutschland ist dieses Instrument noch relativ neu und dient überwiegend als Hilfe für die Hochschul-auswahl bei StudienanfängerInnen.<sup>2</sup> Vor gut zehn Jahren begannen Nachrichten- und Wirtschaftsmagazine, erste Hitlisten der „besten“ Universitäten zu veröffentlichen, nicht immer unter dem Beifall der bewerteten Einrich-tungen. Auch weil die herangezogenen Kriterien und Bewertungsmaßstäbe nicht immer unumstritten waren. Folglich wurde die Methodik der Datenerhebung, der Datenaufbereitung sowie der Kriterienauswahl immer wieder kritisch geprüft und verbessert. Dies trifft insbe-sondere auf die Erhebung von subjektiven Meinungen zu, auf denen die Reputation eines Fachbereichs oder eines Studiengangs aufbaut.<sup>3</sup> Zwischen den wissen-schaftlichen Disziplinen bestehen wesentliche Unter-schiede bei den Quellen, der Wahrnehmung und den Auswirkungen der Reputation. Sowohl bei den Betriebs-wirten als auch bei den Naturwissenschaften spielt die Anzahl von Publikationen eine herausragende Rolle. Zudem sind auch in beiden Disziplinen wissenschaftli-che Vorträge, Auszeichnungen und eingeworbene Drittmittel von Bedeutung. Bei den Naturwissenschaften werden jedoch die Internationalität von Publikationen, die Gewichtung von Impact-Factor und Citation-Index sowie die Drittmittel als Indikatoren stärker betont, während für die Betriebswirte Mitgliedschaften in Kom-

<sup>1</sup>Das Hochschulranking nach Gleichstellungsaspekten ist unter [www.cews.uni-bonn.de](http://www.cews.uni-bonn.de) abrufbar.

<sup>2</sup>Laut einer Befragung des HIS wurde dieses Ziel nur unzulänglich erreicht (vgl. *Forschung & Lehre* 9, 2002, 458); Kritisch hinterfragt V. Ronge die Entscheidungsrelevanz von Rankings in seinem Artikel „Ausschlaggebend sind Geld und Nähe“, *Wuppertaler UNImagazin* Nr. 25, S. 4

<sup>3</sup>In einer vergleichenden Studie über Hochschulrankings in den USA und Deutschland kommt H. Pechar zu dem Ergebnis, dass „methodisch sorgfältig durchgeführte Rankings gute Anhaltspunkte über Qualitätsunterschiede zwischen Hochschulen liefern“ (Leistungstransparenz oder Wünschelrute?: Über das Ranking von Hochschulen in den USA und im deutschsprachigen Raum, in: *Hochschulen auf dem Prüfstand*, Innsbruck 1997, S. 157-178).

petenzzentren und Herausgeberschaften wichtiger sind.<sup>4</sup> Die Ausdifferenzierung der Rankings hat gezeigt, dass es nicht möglich ist, die verschiedenen Leistungsdimensionen von Hochschulen – Lehre, Forschung, Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses etc. – in einem einzigen Indikator abzubilden. Durch den Verzicht auf eine Gesamtbeurteilung oder eine Gesamtpunktzahl soll der „Mehrdimensionalität von Hochschulleistungen Rechnung getragen werden“.<sup>5</sup> Die wichtigsten Hochschulrankings kombinieren subjektive Beurteilungen und statistische Rahmendaten. Der „Spiegel“ erstellte sein Ranking im Jahre 1999 auf der Basis der Urteile von 12.000 Studierenden an 81 Hochschulen und in 12 Fachrichtungen. Des Weiteren wurden 1600 ProfessorInnen interviewt und Daten des Statistischen Bundesamtes bezüglich der durchschnittlichen Studiendauer und des Betreuungsverhältnisses ausgewertet.

Das CHE-Ranking nimmt subjektive Bewertungen von Studierenden und ProfessorInnen, statistische Rahmendaten aus den Fachbereichen und Hochschulen, Forschungsleistungen sowie Angaben von Studierendenwerken und amtliche Statistiken für die Bewertung einzelner Studienfächer auf.

Im Jahr 2002 wurde das bislang umfangreichste und methodisch differenzierteste Ranking vorgelegt. Das CHE verglich gemeinsam mit der Zeitschrift „stern“ die Studienangebote von 242 staatlich anerkannten Universitäten und Fachhochschulen.<sup>6</sup> Mehr als 100.000 Studierende und 10.000 ProfessorInnen haben sich an der Datenerhebung beteiligt. Einzelne Fachbereiche und Fächer wurden mit bis zu 30 verschiedenen Indikatoren bewertet. So fließen einerseits Daten und Fakten wie Studierendenzahlen, die durchschnittliche Studiendauer, die Anzahl der Promotionen und die Höhe der Drittmittel in das Ranking ein. Auf der anderen Seite spielen aber auch subjektive Urteile der Studierenden über die Betreuung, die Atmosphäre an

der Hochschule (Wohlfühlfaktor) oder die Bibliotheksausstattung eine wichtige Rolle, ebenso Meinungen der ProfessorInnen zur Qualität der Lehre.

Erstmals wurde in 2003 die englische Fassung dieses Hochschulrankings im Internet veröffentlicht – eingebunden in das Informationsangebot des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD). Internationale Studieninteressenten finden auf den Seiten [www.university-ranking.de](http://www.university-ranking.de) Analysen der Studienangebote und der spezifischen Stärken und Schwächen von 242 deutschen Hochschulen in 34 der beliebtesten Fächer. Ebenso werden die Präferenzen potenzieller Studierender berücksichtigt. Dazu zählen z.B. die durchschnittliche Studiendauer, die Studienorganisation, angebotene Praktika, die Betreuungsintensität, Forschungs- und/oder Praxisorientierung, Kreditpunktesysteme, angebotene Auslandssemester, fremdsprachige Studienanteile.

### Ranking und Gleichstellung

Während die Leistungen von Hochschulen bei der Erfüllung des Gleichstellungsauftrages gemäß Hochschulrahmengesetz in die Evaluation zu integrieren sind, bleibt bei den deutschen Rankings weitgehend das Gleichstellungskriterium ausgeblendet. Für das CHE-Ranking wird zwar mittlerweile der Frauenanteil an den Studierenden in den ingenieurwissenschaftlichen Fächern regelmäßig erhoben. Ein solcher Ansatz ist aber noch nicht aussagekräftig genug, um gleichstellungsrelevante Informationen für die Studienortwahl von Studentinnen und Studenten geben zu können.

Das CEWS hat es sich deswegen zur Aufgabe gemacht, mit einer vergleichenden Studie über die Teilhabe von Wissenschaftlerinnen an Forschung und Lehre erste Anhaltspunkte zu geben, damit Hochschulen ihre Leistungen im Bereich Gleichstellung und Chancengleichheit in einem bundesweiten Vergleich einordnen können. Das Ranking bildet zugleich den Rahmen für

<sup>4</sup>B. Brenzikofer, *Reputation von Professoren – Implikationen für das Human Resource Management von Universitäten*, München, 2002

<sup>5</sup>Sonja Berghoff u.a., *Das Hochschulranking. Vorgehensweise und Ranking*, CHE-Arbeitspapier 36, Gütersloh, 2002, S. 51

<sup>6</sup>Weitere Informationen unter [www.dashochschulranking.de](http://www.dashochschulranking.de)

die Bewertung von qualitativen Maßnahmen wie Frauenförderpläne oder Karriereprogramme für Nachwuchswissenschaftlerinnen. Gleichzeitig soll das Instrument genutzt werden, um ein Benchmarking von Hochschulen für Gleichstellungsaspekte zu entwickeln.

Das CEWS-Ranking beruht ausschließlich auf quantitativen Daten und bewertet die Hochschule jeweils als Ganzes. Verzerrungen aufgrund einer geschlechterspezifischen Studienwahl wurden berücksichtigt, damit die Hochschulen mit vorwiegend naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen nicht benachteiligt werden. Für den Vergleich wurden sieben Indikatoren entwickelt: Studierende, Promotionen, Habilitationen, hauptberufliches wissenschaftliches und künstlerisches Personal, Professuren, Veränderungen beim wissenschaftlichen und künstlerischen Personal im Zeitverlauf und Veränderungen bei den Professuren. Die ersten vier Indikatoren stellen den jeweiligen Frauenanteil in Beziehung zum Studentinnenanteil. Während die Gruppe der Studierenden und des wissenschaftlichen Personals für 2001 ermittelt wird, umfasst die Berechnung der Indikatoren Promotionen und Habilitationen den Zeitraum von 1999 bis 2001. Die Indikatoren für die Veränderungen im zeitlichen Verlauf werden aus der Differenz zwischen den Frauenanteilen 1996 und 2001 berechnet. Der Indikator „Studierende“ schließlich beschreibt die Nähe zu einer Gleichverteilung von Studentinnen und Studenten. Auf die Anwendung des Kaskadenprinzips wurde im Hauptteil verzichtet.

In Anlehnung an das CHE-Ranking werden keine Rangplätze einzelner Hochschulen ausgewiesen, sondern Ranggruppen. Diese werden nach Quartilen gebildet: Nach Höhe des Indikators geordnet werden die Hochschulen der ersten 25 Prozent der Rangwerte (1. Quartil) der Spitzengruppe zu geordnet, die Hochschulen der nächsten 50 Prozent der Rangwerte der Mittelgruppe (2. und 3. Quartil) und die letzten 25

Prozent (4. Quartil) der Schlussgruppe. Die Berechnung der Gesamtranglisten erfolgt, indem den Ranggruppen in den einzelnen Bereichen eine Punktzahl zugeordnet wird (Spitzengruppe = 2, Mittelgruppe = 1, Schlussgruppe = 0). In der Gesamtbewertung kann sich Wuppertal auf einem guten Mittelplatz positionieren. Es wurden 7 von 14 möglichen Punkten erreicht. Durch einen Übertragungsfehler bei der Ranggruppe des Indikators Professuren landete unsere Hochschule irrtümlich in der Schlussgruppe und konnte nach erfolgter Korrektur in die Ranggruppe 5 aufsteigen.

Wie stellt sich nun eine differenzierte Betrachtung der einzelnen Indikatoren in 2001 dar? Im Bereich des Studentinnenanteils bewegen wir uns mit 43,25 % in der Spitzengruppe. Für eine „kleine TH“ ein ungewöhnlich hoher Frauenanteil, der sich vielleicht durch die Fächerbuntheit erklären lässt. Beim Anteil der Promotionen (23,94 %) haben wir es gerade noch geschafft, den letzten Listenplatz in der Mittelgruppe einzunehmen. Der bundesweite Frauenanteil betrug 32,95 %. Für die Hochschule ein deutliches Signal, sich stärker als bisher auf die weibliche Nachwuchsförderung durch Promotionen zu konzentrieren. Dafür liegen wir bei den Habilitationen, gemessen am bundesdeutschen Durchschnitt von 17,77 % deutlich besser im Mittelfeld (13,79 %). Die rote Karte wird allerdings bei der Rangliste „Hauptberufliches wissenschaftliches und künstlerisches Personal“ gezogen, wo wir uns mit einem Frauenanteil von 18,66 % in der Schlussgruppe wiederfinden. Die Vergleichsdaten weisen einen bundesweiten Durchschnittswert von 26,95 % aus. Das Ergebnis sollte unter Leistungs- und Effizienzkriterien betrachtet eine veränderte Einstellungspraxis zu Folge haben und die Weichen stellen für eine geschlechtergerechte Personalentwicklung.

Wesentlich günstiger gestaltet sich der Anteil von Frauen bei den Professuren mit 9,22 %. Bundesweit lag der Frauenanteil bei 11,19 %. Wir rangieren damit auf

# Superuni – Schlusslicht – oder Mittelklasse

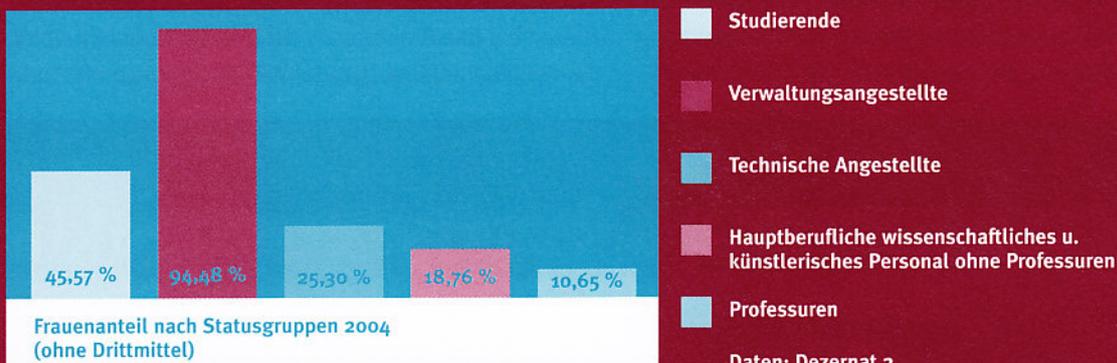
einem oberen Platz in der Mittelgruppe des Rankings, für manche eine Überraschung. Nimmt man nun die Entwicklung des Frauenanteils beim wissenschaftlichen Personal von 1996 bis 2001, befindet sich unsere Hochschule in einem dynamischen Prozess. Im Ergebnis liegen wir mit vielen anderen wissenschaftlichen Einrichtungen in der mittleren Kategorie. Nicht anders verhält es sich beim Professorinnenanteil, der von 1996 bis 2001 moderat gesteigert werden konnte. Werden die Habilitationen nach dem Kaskadenprinzip (Bezug zu Promotionen) ausgewertet, nehmen wir einen oberen Mittelplatz ein, der leicht verbessert wird, wenn die Professuren in Bezug zu den Habilitationen gesetzt werden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der verdienten Goldmedaille beim Studentinnenanteil zwei Indikatoren, nämlich wissenschaftliches Personal und Promotionen, gegenüberstehen, die dringenden Handlungsbedarf erkennen lassen. Dieser leitet sich aber nicht nur aus dem Gleichstellungsranking des CEWS ab, sondern auch aus der aktuellen Situation an unserer Hochschule, in der sich der Frauenanteil in allen Statusgruppen wie folgt darstellt:

Hochschulrankings haben den Charme, dass die Gewinner alle Argumente auf ihrer Seite haben und zudem einen enormen Imagegewinn verbuchen können. Aber Rankings sind nicht alles: Sie bilden niemals das Ganze der Hochschule in seinen Qualitäten ab. Und sie können weder differenzierte Evaluationen von Maßnahmen ersetzen noch Ursache-Wirkung-Kausalitäten aufzeigen. Es bleibt jeder Hochschule vorbehalten, sich kritisch einer Stärken-Schwächen-Analyse zu unterziehen und den Ruf in die Richtung zu verstärken, wo sie Profil gewinnen will. Die Zeichen der Zeit weisen darauf hin, dass die Geschlechterdimension dabei eine wichtige Rolle spielen wird.

Bergische Universität Wuppertal Frauenanteil der Beschäftigten nach Berufsgruppen & Studierenden	Anzahl	davon weiblich	Prozent	Indikator
Professuren	263	28	10,65 %	0,234
hauptberufliches wissenschaftliches u. künstlerisches Personal ohne Professuren	365,11	68,5	18,76 %	0,412
Technische Angestellte	126,5	32	25,30 %	0,555
Verwaltungsangestellte	111,69	105,53	94,48 %	2,073
Studierende	14068	6411	45,57 %	----

Professuren: Frauenanteil an C4, C3, C2 auf Dauer und Zeit, ordentlichen und außerord. Professuren



# Anstoß zum Aufstieg

Ein Trainingsseminar für zukünftige Professorinnen und zur Vorbereitung auf Juniorprofessuren

Privatdozentin Dr. Monika Rieger  
Universität Witten / Herdecke  
Fakultät für Medizin  
Allgemeinmedizin  
Lehrbereichsleitung - Forschung



Im Herbst 2002 erreichte mich folgender Ausschreibungstext per e-mail:

„Zur Steigerung der Beteiligung von Frauen an Professuren und zur Vorbereitung auf Juniorprofessuren bietet das Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS) Karrieretrainings- und Coachingseminare für Wissenschaftlerinnen an. Die Seminare dienen der gezielten Karriereplanung und der Optimierung individueller Bewerbungs- und Verhandlungsstrategien sowie dem Aufbau von Netzwerkstrukturen.“

Geplant sei ein 3-tägiges Seminar mit anschließender Coachingmöglichkeit.

Die Ausschreibung traf mich in einer bewegten Zeit: das Ende meiner Vertragsdauer an der Bergischen Universität Wuppertal warf seine Schatten voraus, meine Nachfragen auf Fachbereichs- und Universitätsebene über die Möglichkeit einer Weiterbeschäftigung waren erfolglos verlaufen. Meine Gedanken kreisten weniger um Karriereplanung als vielmehr darum, meine Existenz zu sichern - und dabei (falls irgend möglich) weiter qualifizierend im wissenschaftlichen Bereich arbeiten zu können. Eine schlechte Ausgangssituation, um mich dem Aufstieg zuzuwenden?! Zumindest eine, in der ich Anstoß und Training gut gebrauchen konnte.

In meiner Bewerbung für die Teilnahme am Programm sprach ich denn auch von den Erfahrungen aus den bisherigen Bewerbungsverfahren und von der von mir empfundenen Notwendigkeit der Besinnung auf die Stärken und Schwächen meines Weges. Und die Bewerbung hatte Erfolg: nachdem ich meine Teilnahme an einem Seminar im Mai 2003 wegen terminlicher Überschneidungen absagen musste, wurde ich zusammen mit anderen Frauen (ebenfalls aus Medizin und Naturwissenschaft) für drei Novembertage nach Würzburg eingeladen. Schon der Tagungsort zeigte, dass es uns auch gut gehen sollte: ein Hotel mit gemütlichen Zimmern, ein Schwimmbad, die Innenstadt zu Fuß zu erreichen, Blumen in der Mitte des Seminarraumes.

Begrüßt wurden wir von den Seminarleiterinnen Frau Dr. Margarete Hubrath (Düsseldorf) und Frau Franziska Jantzen (Bremen), zu denen später Frau Dr.

Coletta Damm (Düsseldorf) stieß. Diese drei kompetenten und sympathischen Frauen ließen die vor uns liegende Zeit zu gelingenden und ausgesprochen intensiven Tagen werden. Das Seminarprogramm umspannte einen weiten Bogen: zum einen wurden notwendige Informationen gegeben zum Ablauf eines Bewerbungsverfahrens und zu rechtlichen Rahmenbedingungen des Arbeitens an der Hochschule. Zum anderen ging es jedoch auch in vielen Angeboten darum, die eigenen Ziele besser zu definieren und eigene Fähigkeiten und Ressourcen optimiert einzusetzen. Hierzu analysierten wir unsere Bewerbungsunterlagen inklusive Fotos ebenso wie die Kleidung, die wir zu einem Vorstellungsgespräch tragen würden. Vortragsstil und Auftreten in einem Bewerbungsverfahren konnten vorgestellt und in der Gruppe diskutiert werden. Der Angst vor kniffligen Fragen der Berufungskommission (z.B. nach Partnerschaft, Kinderwunsch etc.) wurde in Rollenspielen begegnet. Dazu kamen Übungen zur Stressbewältigung und Anleitung zur Optimierung des eigenen wissenschaftlichen Qualifikationsprofils. In Einzel- oder Gruppencoachings konnten besondere Fragen nochmals angesprochen werden.

Es waren drei ausgesprochen intensive Tage, aus denen ich – wie auch die anderen Frauen – gestärkt und nachdenklich zugleich nach Hause gingen. Nachdenkend über eigene Ziele und den Preis, den ich zu zahlen bereit bin für den Weg zum möglichen Lehrstuhl. Mit mehr Bewusstsein für das, was mir Freude bereitet auf diesem Weg – und das, was das Leben jenseits der Arbeit gelingen lässt. Gestärkt durch das Bewusstsein für meine Stärken und Fähigkeiten – und die Erfahrung: meine Schwierigkeiten sind nicht nur individuelle Hindernisse, sondern ich teile meine Erfahrungen mit Frauen, denen es in vieler Hinsicht ähnlich geht.

Die drei Tage waren ein Anstoß: dazu, den eigenen Weg nochmals zu betrachten, innezuhalten im täglichen Trubel und zielgerichtet vorzugehen - damit ein Aufstieg gelingen kann.

Und die Tage wirken fort: ich werde demnächst meine zwei Gutscheine für ein Einzelcoaching einlösen, meine aktuelle Situation besprechen – und mir das Votum einer Fachfrau anhören zu den Bewerbungsunterlagen, die ich entsprechend der Tipps vom November vollständig überarbeitet habe.

# Förderung der Habilitation von Frauen

Neue Antragsrunde des Lise-Meitner-Programms

Im Rahmen des Lise-Meitner-Programms werden seit 1991 qualifizierte Nachwuchswissenschaftlerinnen gefördert. NRW war seinerzeit das erste Bundesland, das ein spezifisches Programm zur Förderung der Habilitation von Frauen aufgelegt hat. Inzwischen sind andere Bundesländer diesem Vorbild gefolgt, doch nach wie vor ist das nordrhein-westfälische Programm das umfangreichste und bekannteste Stipendienprogramm zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses. In den zurückliegenden 13 Vergaberunden wurden insgesamt 283 Nachwuchswissenschaftlerinnen gefördert. Der Großteil der Stipendiatinnen stammt aus den Sozial- und Geisteswissenschaften (50,7 %), stark vertreten sind aber auch Naturwissenschaftlerinnen (27,2 %) und Medizinerinnen (22,1 %).

Interessierte Nachwuchswissenschaftlerinnen werden im Frühjahr jedes Jahres durch die Hochschulen des Landes zur Antragsstellung aufgerufen. Die eingereichten Anträge werden an die Mitglieder der Jury weitergeleitet, die sich aus ausgewiesenen Experten und Expertinnen verschiedener Disziplinen zusammensetzt. Die Entscheidung über die Vergabe der Stipendien erfolgt im Rahmen einer Jurysitzung im Ministerium für Wissenschaft und Forschung. Jährlich werden auf diese Weise bis zu 25 hochqualifizierte junge Wissenschaftlerinnen für die Förderung durch ein Lise-Meitner-Stipendium ausgewählt.

In diesem Jahr hat die Bergische Universität 26 Wissenschaftlerinnen angeschrieben und auf die diesjährige Ausschreibungsrunde aufmerksam gemacht. Zwei Anträge wurden in die engere Auswahl genommen und an das Ministerium weitergeleitet, von denen wir hoffen, dass sie berücksichtigt werden. In der Vergangenheit wurde über das Lise-Meitner-Programm nur eine Wissenschaftlerin aus der BUW gefördert. Im Vergleich dazu liegen die bewilligten Stipendien an einigen anderen Hochschulen deutlich über dem Durchschnitt, so etwa an den Universitäten Bonn, Duisburg-Essen, Köln und Münster.

Die Förderdauer beträgt zwei Jahre mit der Möglichkeit, eine Verlängerung um ein weiteres Jahr zu beantragen. Den besonderen Belastungen der Familienphase trägt das Programm Rechnung, indem einerseits ein Zuschuss zu Kinderbetreuungskosten gewährt wird und andererseits die Option besteht, das Stipendium in Teilzeit zu beanspruchen. Um den geförderten Nach-

wuchswissenschaftlerinnen den Zugang zu internationalen Forschungszusammenhängen zu erleichtern, werden im Rahmen des Lise-Meitner-Stipendiums auch Auslandsforschungsaufenthalte gefördert. Der separat zu beantragende und auf 12 Monate begrenzte Auslandszuschlag erhöht sich, wenn die Stipendiantinnen von Ehepartnern und Kindern begleitet werden.

Die Finanzierung des Lise-Meitner-Programms erfolgt durch Mittel aus dem HWP-Fachprogramm Chancengleichheit. Durch eine Evaluierung, die zurzeit vorbereitet wird, soll die bisherige Wirksamkeit des Programms näher bestimmt werden. Vor dem Hintergrund einer ersten kursorischen Erhebung lässt sich über den Werdegang der 16 ersten Stipendiatinnen Erfreuliches berichten. Alle haben ihr Habilitationsverfahren erfolgreich abgeschlossen, acht von ihnen haben heute einen Lehrstuhl an einer Universität inne, eine ist Rektorin einer Fachhochschule.

Die Ergebnisse der Evaluierung werden auch in anderen Bundesländern mit Spannung erwartet, denn aus der Auswertung dieses Programms werden sich wegen der großen Zahl von Stipendiatinnen verallgemeinerbare Aussagen ableiten lassen. Auf dieser Basis sollen auch Strategien für die Weiterentwicklung des Lise-Meitner-Programms entwickelt werden. Geplant sind Maßnahmen, die zukünftig eine intensivere Beratung und Betreuung der Stipendiatinnen vorsehen.

## Kontakt

Dr. Sabine Graap  
Ministerium für Wissenschaft und Forschung des  
Landes NRW  
Referat 134  
Völklingerstr. 49 · 40221 Düsseldorf  
Tel.: (0211) 896 4264 · [sabine.graap@mwf.nrw.de](mailto:sabine.graap@mwf.nrw.de)  
[www.bildungsportal.nrw.de/BP/Wissenschaft/  
Gleichstellung2/LiseMeitner/index.html](http://www.bildungsportal.nrw.de/BP/Wissenschaft/Gleichstellung2/LiseMeitner/index.html)

# Die Europäische Forschungsförderung

an der Bergischen Universität Wuppertal

## Teil 1: Ein viel zu oberflächlicher Einblick in die europäische Forschungsförderung

Die Europäische Forschungsförderung wird seit beinahe 20 Jahren immer stärker in einer einzelnen Maßnahme, dem sogenannten Forschungsrahmenprogramm, gebündelt. Die Forschungsrahmenprogramme sind mehrjährige Programme, die spezielle Förderbereiche und Fördersummen für einen Zeitraum von jeweils fünf Jahren definieren.

Momentan läuft das 6. Forschungsrahmenprogramm (6. RP) von 2002 bis 2006. Zum Laufzeitende wird das 6. RP rund 20 Milliarden EURO für Forschungsaktivitäten bereitgestellt haben.

Die EU-Kommission nutzt die Forschungsrahmenprogramme zur Umsetzung ihrer politischen Ziele. Das 6. RP steht unter dem Leitmotiv der Verwirklichung des „Europäischen Forschungsraumes“<sup>1</sup> und damit in der Pflicht, zur Umsetzung der folgenden Ziele beizutragen:

1. Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Industrie<sup>2</sup> ;
2. Verstärkung der Kooperation und Abstimmung der nationalen Fördermaßnahmen;
3. Ausbildung und Förderung der europäischen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler.

Dies spiegelt sich in der neuen Struktur und speziell auch in den neu eingeführten Förderinstrumenten<sup>3</sup>

des Rahmenprogramms wieder.

**zu 1.** Zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der europäischen Industrie – speziell auch unter dem Gesichtspunkt der Schaffung des dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraums der Welt bis 2010 – wurden die „Integrierten Projekte“ als ein neues Instrument geschaffen. Mit ihnen sollen hochinnovative Projekte gefördert werden, die das Potential haben, europäische Technologien, Produkte oder Dienstleistungen zum weltweiten Standard zu machen.

**zu 2.** Zur verstärkten Kooperation und Abstimmung der nationalen Fördermaßnahmen wurden die „Exzellenznetzwerke“ ins Leben gerufen. Hier gibt die EU national führenden Forschergruppen Koordinierungsmittel zur langfristigen Abstimmung ihrer national geförderten Arbeitsprogramme.

**zu 3.** Mit den „Marie Curie-Maßnahmen“ hat die EU-Kommission ein Instrument gestärkt, dass die europaweite, grenzüberschreitende Ausbildung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftlern voran treiben soll. Die Unterstützung in Form von Stipendien für grenzüberschreitende Forschungsaufenthalte wird sowohl individuell für antragstellende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als auch für Einzelinstitutionen und Netzwerke gewährt, die dann Stipendien ausschreiben. Neben den drei aufgezeigten gibt es noch weitere Instrumente wie z.B. Begleitmaßnahmen oder „kleine“ Forschungsprojekte, in deren Rahmen eine Teilnahme im 6. RP möglich ist .<sup>4</sup>

## Struktur des 6. EU-Forschungsrahmenprogramm

Bündelung und Integration der Forschung			
Thematische Prioritäten		Spezielle Maßnahmen	
<ul style="list-style-type: none"> <li>· Genomik und Biotechnologie im Dienste der Medizin</li> <li>· Technologien für die Informationsgesellschaft</li> <li>· Nanotechnologien, Materialien, neue Produktionsverfahren</li> <li>· Luft- und Raumfahrt</li> <li>· Lebensmittelqualität und -sicherheit</li> <li>· Nachhaltige Entwicklung, globale Veränderung und Ökosysteme</li> <li>· Bürger und modernes Regieren in der Wissensgesellschaft</li> <li>· Thematische Prioritäten</li> </ul>		<b>Politikorientierte Forschung</b>	<b>Künftiger Wissenschafts- und Technologiebedarf</b>
		<b>KMU-spezifische Maßnahmen</b>	
		<b>Internationale Zusammenarbeit</b>	
		<b>Gemeinsame Forschungsstelle (GFS)</b>	
		<b>Stärkung der Grundpfeiler des EFR</b>	
Ausgestaltung des EFR			
Innovation	Humanressourcen	Infrastrukturen	Wissenschaft und Gesellschaft
		<b>Koordinierung von FuE-Aktivitäten</b>	<b>Kohärente Entwicklung der F+I -Politik</b>

Die Fülle der Instrumente spiegelt die Bandbreite, in der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler am Rahmenprogramm teilnehmen können.

Die Übernahme der Koordinationsfunktion eines neuen Instruments<sup>5</sup> erfordert in der Tat weitreichende Kenntnisse des Rahmenprogramms, weitverzweigte europäische Kontakte, einen langen Atem und eine hohe Frustrationsschwelle. Denn die sinnvolle Zusammenführung der Forschungsinteressen von oftmals deutlich mehr als 10 Forschungsteams aus entsprechend vielen europäischen Ländern kann von der ersten Idee bis zum tatsächlichen Förderbeginn ohne weiteres 18 bis 24 Monate dauern, und dies bei Förderquoten von durchschnittlich 10 Prozent bei den neuen Instrumenten.

Belohnt werden die Mühen mit einem Forschungsprojekt, das für 4 bis 5 Jahre einen u.U. zweistelligen Millionenetat zur Verfügung stellt.

Am anderen Ende des Spektrums besteht die Möglichkeit für Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftler, im Rahmen eines Marie Curie-Stipendiums die wissenschaftliche Ausbildung voranzutreiben. Dazu gehören dann auch etablierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die den Nachwuchs an ihren Lehrstühlen oder Forschungsgruppen betreuen. Die Stipendien werden über die jeweilige Gastinstitution abgewickelt,

auch wenn Nachwuchswissenschaftler aus Drittstaaten<sup>6</sup> über ein derartiges Stipendium in der EU ausgebildet werden, oder europäische Nachwuchswissenschaftler im Rahmen einer zweistufigen Ausbildung einen Forschungsabschnitt in einem Drittland finanziert bekommen. Der Antragsaufwand ist in diesem Instrument erheblich geringer, der zeitliche Horizont liegt zwischen 6 und 9 Monaten bei Förderquoten von durchschnittlich 25 Prozent.

Die verbreitete Ansicht, das Rahmenprogramm sei nur etwas für „Eingeweihte“, ist somit nicht haltbar. Die Übersicht der Rahmenprogramm-Beteiligungen der Bergischen Universität soll dies näher beleuchten.

### Teil 2: Die Bergische Universität in den Rahmenprogrammen – eine Übersicht

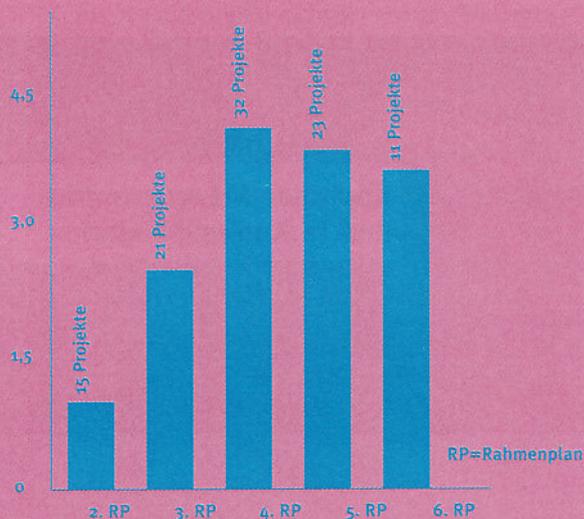
Wie haben sich die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Bergischen Universität vor dem Hintergrund dieser möglichen Spannweite nun in den Rahmenprogrammen positioniert?

Zuerst einige Anmerkungen zur Datenlage: Die in der Tabelle dargestellten Projektzahlen und eingeworbenen Mittel stammen aus dem eigenen Fundus. Die „offizielle“ Datenbank der EU-Kommission unter CORDIS<sup>7</sup> ist relativ genau. Wenn man jedoch bedenkt, dass allein im 5. RP deutlich über 20.000 Projekte gefördert wurden, kann in der Datenbank schon mal das eine oder andere Projekt unter die Räder kommen.

Aus der Tabelle lassen sich keine eindeutigen Tendenzen erkennen. Man kann jedoch feststellen, dass die Rahmenprogramme der EU-Kommission sich im Laufe der Zeit einen festen Platz in der Liste der Drittmittelgeber erobert haben. In den letzten vier bis fünf Jahren behaupten sie sich nach dem Bund und der DFG auf dem dritten Platz in der Geldgeberstatistik, noch vor der Wirtschaft und den Stiftungen.

Zu erkennen ist jedoch, dass die eingeworbenen Gesamtsummen pro Rahmenprogramm mit jeweils weniger Projekten realisiert wurden. Dahinter verbirgt sich in der Tat eine Spezialisierung der Projektteilnahmen. Hierfür sind meiner Ansicht nach drei Aspekte ausschlaggebend:

Anzahl der Projekte der Forschungsprogramme an der Bergischen Universität Wuppertal



Eingeworbene Mittel (ECU/EURO)

- 1) Die Übernahme von zentralen Forschungsaufgaben innerhalb der Projekte; damit einhergehend ein höherer Budgetanteil;
- 2) Die Übernahme von Koordinationstätigkeiten; auch damit ist ein höherer Budgetanteil einhergehend;
- 3) Die Verlängerung der Projektlaufzeiten.

Eine detaillierte Betrachtung der einzelnen Projekte zeigt, dass die mögliche Bandbreite der Teilnahmemöglichkeiten ausgeschöpft wird. Dabei sind zwei Lehrstühle herauszuheben, die seit dem 4. RP mit rund der Hälfte der Projekte auch mehr als 50% der EU-Mittel eingeworben haben. Dabei handelt es sich um die Lehrstühle:

- Ehemals Prof. Dr. Becker, Physikalische Chemie<sup>8</sup> und
- Prof. Dr. Sotomayor Torres, Materialwissenschaften.

In beiden Lehrstühlen wurden und werden parallel sowohl Projekte koordiniert als auch eine ganz unterschiedliche Palette von Projekten<sup>9</sup> in Form von einfachen Beteiligungen durchgeführt. In beiden Fällen zeigt sich eine, mit den Rahmenprogrammen gewachsene Kompetenz im Bereich der Antragstellung und Projektabwicklung, die sich auch in der Anzahl von Projekten mit über 300.000,- Euro Finanzierung für die BUW-Partner wieder spiegelt. Diese Tendenz zeigt sich besonders ausgeprägt in den ersten beiden Antragsrunden des 6. RP. Auch hier gehen ca. 50% der einzuwerbenden Mittel auf drei Projekte zurück. Bei zwei Projekten handelt es sich um „neue Instrumente“ in denen die BUW Koordinations- oder Teilkoordinationsfunktionen übernimmt. Die in der Tabelle angegebenen Werte sind insofern noch vorläufig, da es sich überwiegend um Projektanträge handelt, die z. Zt. noch mit der EU-Kommission verhandelt werden<sup>10</sup>.

Neben dem versierten Teilnehmerkreis der zwei Lehrstühle verteilt sich die zweite Hälfte der Projektbeteiligungen auf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit jeweils einem Projekt. Zwar kann man durch die Rahmenprogramme zwei bis drei Wissenschaftler verfolgen, die jeweils „Anschlussprojekte“ einwerben konnten, es gibt jedoch auch Raum für „Einsteiger“ und

„Quereinsteiger“. Eine Tür in die Rahmenprogramme ist der Weg über eine Beteiligung als Partner in einem EU-erfahrenen Konsortium.

Doch auch der Einstieg als Koordinator eines Forschungsprojektes mit 12 Partnern und einem Gesamtbudget von 2,1 Millionen EURO ist geglückt<sup>11</sup>.

Von zentraler Bedeutung für den Erfolg im Forschungsrahmenprogramm scheinen europäische Kontakte zu sein. Wie diese aus Mitteln des Rahmenprogramms auf- und ausgebaut werden können, soll im dritten und letzten Teil angesprochen werden.

### Teil 3: Trends und Potentiale der Europäischen Forschungsförderung

Intransparenz im Peer Review-Verfahren, eine stark naturwissenschaftlich-technische Ausrichtung der Rahmenprogramme und lange Vorbereitungsphasen für Projektanträge sind die häufigsten Hürden, die für ein Desinteresse an den Rahmenprogrammen aufgeführt werden. Sind dies auch Hürden, die speziell Wissenschaftlerinnen von einer Teilnahme abhalten?

Zumindest für das 5. und 6. RP ist ein derartiger Schluss nicht zwingend. Die von Wissenschaftlerinnen<sup>12</sup> eingeworbenen Mittel machen in beiden Fällen rund 30% aus.

Auch die EU-Kommission hat sich eine stärkere Einbindung von Wissenschaftlerinnen in die Rahmenprogramme auf die Fahnen geschrieben.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen; es gibt keinen „Wissenschaftlerinnen“-Bonus im Rahmenprogramm: Hauptkriterium ist die wissenschaftliche/ technologische Exzellenz des Antrags<sup>13</sup>. Die Europäische Kommission ruft jedoch Wissenschaftlerinnen eindringlich zur einer verstärkten Teilnahme im RP<sup>14</sup> auf. Nichts desto trotz gibt es Gender-Aspekte im 6. RP, die kurz vorgestellt werden sollen:

- Jedes Forschungsvorhaben soll die „Gender“-Dimension berücksichtigen. Dies reduziert sich nicht auf die Gleichstellung der Geschlechter im Arbeitsprozess, sondern schließt auch die Berücksichtigung von Aspekten der sozialen und

kulturellen Unterschiede der Bevölkerungs- sowie Aspekte der Altersgruppen mit ein.

- Da in vielen Forschungsprojekten der Mensch Gegenstand des Vorhabens ist, sind entsprechende Forschungsansätze geschlechtsspezifisch auszurichten<sup>15</sup>.
- Die Projektkonsortien sollen – nach Vorstellungen der Kommission – die Beteiligung von Frauen an der Forschung auf 40% erhöhen.
- Die Kommission versucht bei der Zusammenstellung der externen Gutachterpanels den Anteil von Wissenschaftlerinnen von 30% zu erreichen.

Speziell eine Tätigkeit als Gutachterin/Gutacher im Rahmenprogramm ist ein eleganter Weg zur erfolgreichen Teilnahme an zukünftigen Ausschreibungen. Man bekommt wichtige Einsichten in die Formulierung eines erfolgreichen Antrags und trifft mit den übrigen Gutachtern auch potentielle Partner in zukünftigen Projekten .

Wie bereits angesprochen, sind europäische Kontakte ein Schlüsselement zum Eintritt in die Rahmenprogramme. Neben dem Weg über die gutachterliche Tätigkeit möchte ich noch einmal auf die diesbezüglichen Möglichkeiten der Marie Curie-Maßnahmen hinweisen.

- Zur Betreuung und Ausbildung von Post-Docs stellt die EU-Kommission Stipendien von 12 bis 24 Monaten zur Verfügung. Zusätzlich erhält die aufnehmende Institution einen anteiligen finanziellen Zuschuss. Hierüber lassen sich wissenschaftliche Kontakte zwischen zwei Forschungsgruppen aufbauen und finanzieren.
- Mehrere Institutionen –z.B. Universitäten und Forschungseinrichtungen –können sich zu einem Ausbildungsnetzwerk zusammenschließen. Sie bündeln ihre komplementären Forschungsansätze und entwickeln daraus ein Ausbildungskonzept für

Nachwuchswissenschaftler, sowohl Doktoranden als auch Post-Docs. Die Kommission finanziert die Stipendien sowie auch die Netzwerkkosten – Reise- und Labormittel – .

Als letztes sei auf eine sich abzeichnende Entwicklung hingewiesen, die sicherlich Aufwirkungen auf die universitäre Forschung haben wird. Verbunden mit der Kritik an den „industrienahen“ Ausrichtung der europäischen Forschungsrahmenprogramme und der Notwendigkeit einer öffentlichen Grundlagenförderung gibt es Bestrebungen innerhalb der EU-Kommission, eine europäische Förderung der Grundlagenforschung zu etablieren. Eine entsprechende Mitteilung hat die EU-Kommission im Januar 2004 herausgegeben<sup>17</sup>. Sollte sich die EU-Kommission mit ihren Vorstellungen durchsetzen, wird sich ein „neuer“ Fördertopf auftun. Man kann spekulieren, nach welchen Spielregeln die Teilnahme der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geregelt werden wird. Sicherlich werden Beteiligungselemente des Rahmenprogramms zum Tragen kommen. Somit lohnt eine Auseinandersetzung mit dem Rahmenprogramm und ein aktiver Einstieg in die Projektbeantragung. Ganz unabhängig, ob man die große oder die kleine Tür wählt.

Frank Jäger, Abteilungsleitung 1.1  
Forschungs- und Drittmittelangelegenheiten

# Quellen

- <sup>01</sup>Europäische Kommission: „Hin zu einem europäischen Forschungsraum“ KON(2000)6 vom 18. Januar 2000.
- <sup>02</sup>Artikel 163 des Amsterdamer Vertrags legt als Ziel fest: „...die wissenschaftlichen und technologischen Grundlagen der Industrie der Gemeinschaft zu stärken und die Entwicklung ihrer internationalen Wettbewerbsfähigkeit zu fördern ...“. Darüber hinaus wurde auf der Tagung des Europäischen Rates im März 2000 in Lissabon von den europäischen Staats- und Regierungschefs das Ziel festgelegt, die Europäische Union bis 2010 zum „...wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt umzugestalten...“.
- <sup>03</sup>Das 6. Forschungsrahmenprogramm – Chance für Deutschland und Europa - , Hrsg.: BMBF, Bonn 2002; Eine Broschüre des Bundesforschungsministeriums, die die Struktur, die Instrumente und die Forschungsschwerpunkte des momentan laufenden Rahmenprogramms darstellt. Eine begrenzte Stückzahl hält das Dez. 1.1 zur Information bereit.
- <sup>04</sup>Eine individuelle Beratung bietet Ihnen das Dezernat 1.1 gerne an:  
Tel. 0202 439 2866.
- <sup>05</sup>Hierunter versteht man die „Integrierten Projekte“ und die „Exzellenznetzwerke“.
- <sup>06</sup>Mit Drittstaaten bezeichnet man im 6. RP alle Staaten, die nicht per Abkommen am Rahmenprogramm teilnehmen dürfen. Die Systematik der Drittstaaten basiert auf einer regionalen Ländergruppierung. Sie ist u.a. in der BMBF-Broschüre „Das 6. Forschungsrahmenprogramm“, S. 63.
- <sup>07</sup>[www.cordis.lu](http://www.cordis.lu) Dies ist das offizielle Internetportal der EU-Kommission in die Welt der Rahmenprogramme. Man hat Zugriff auf das aktuelle 6. RP, dessen Struktur, die Schwerpunktsetzung und die Ausschreibungstermine. Darüber hinaus finden sich auch Links zu den bereits abgelaufenen Rahmenprogrammen, den darüber geförderten Forschungsprojekten und deren Ergebnissen.
- <sup>08</sup>Ein Großteil der Projekte läuft über Herrn PD. Dr. Wiesen.
- <sup>09</sup>Hierbei handelte es sich einerseits um die klassischen Forschungsprojekte, aber auch um Begleitmaßnahmen oder die Einbindung in Netzwerke, die wiederum zur strategischen Vorbereitung weiterer Projektanträge oder zur Einspeisung von Forschungsschwerpunkten in die kommenden Rahmenprogramme dienen.
- <sup>10</sup>Das Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW hat eine erste Umfrage der durch NRW-Institutionen eingeworbenen Mittel im 6. RP veranlasst. Die Umfrage wurde von der Zenit e.V. durchgeführt und basierte auf diesen vorläufigen Daten.
- <sup>11</sup>Herr PD Dr. Hasselhorn, FB D – Arbeitssicherheit – am Lehrstuhl von Herrn Prof. B. Müller, gelang im 5. RP die Einwerbung des Forschungsprojektes NEXT – „Sustaining Working Ability in the Nursing Profession – Investigation of Premature Departure vom Work -“.
- <sup>12</sup>Neben dem bereits erwähnten Lehrstuhl von Frau Prof. Dr. Sotomayor Torres gab es im 5. RP mit Frau Prof. Scheer, FB E, und Frau Dr. Sagebiel, FB G, zwei weitere Wissenschaftlerinnen, die in Forschungsprojekten beteiligt sind bzw. waren.
- <sup>13</sup>Die Bewertungskriterien, nach denen die Projektvorschläge von externen Gutachterinnen und Gutachtern zu bewerten sind, wurden in einem Handbuch öffentlich und damit transparent gemacht: siehe [www.cordis.lu/find-doc.htm#evalproc](http://www.cordis.lu/find-doc.htm#evalproc) „Guidelines on Proposal Evaluation and Selection Procedures“.
- <sup>14</sup>Communication „Women and Science: Mobilising women to enrich European research“ 17. 02. 1999 (Com (1999) 76 final).
- <sup>15</sup>Beispiele finden sich unter: [www.europa.de.eu.int/comm/research/pdf/gender-in-research-synthesis-report\\_en.pdf](http://www.europa.de.eu.int/comm/research/pdf/gender-in-research-synthesis-report_en.pdf)
- <sup>16</sup>Die Anmeldung als Gutachterin/Gutachter im Rahmenprogramm kann über das Internet erfolgen: <http://emmp6.cordis.lu/>
- <sup>17</sup>Mitteilung der Kommission: Europa und die Grundlagenforschung, Brüssel, den 14. 01. 2004 KOM (2004)9 endgültig; Im Internet unter: [www.rp6.de/Download/dat\\_/fil\\_573](http://www.rp6.de/Download/dat_/fil_573)

# INDECS und Womeng -

## Zwei EU-Projekte zu Frauen in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen Beitrag von Dr. Felizitas Sagebiel

Wir waren beide Mitglieder in der damaligen Senatsfrauenkommission der BUGH Wuppertal, Clivia Sotomayor-Torres und ich und andere. Als Vorsitzender wurde Clivia eine studentische Hilfskraft bewilligt – und da Forschung ihre Leidenschaft ist, wollte sie als Vorsitzende mehr als Verwaltung machen, und dazu auch die personelle Unterstützung nutzen. Das war im Jahre 2000. So trugen wir unsere inhaltlichen Forschungsinteressen zusammen, diffus und disparat zum Teil. Und plötzlich war da auch noch Heike Blümer, mit Erfahrungen aus dem VDI, die einen neuen Wirkungskreis suchte. Ingenieurinnen im Studium und im Beruf, damit kannte sie sich aus. So entstand das Thema „Zur Erhöhung der Attraktivität ingenieurwissenschaftlicher Studiengänge für Frauen durch Interdisziplinarität“ – ein Arbeitstitel zunächst.

Die Volkswagenstiftung, zunächst gefragt, interessierte sich nicht so sehr dafür. Da kam die Idee auf, die EU-Kommission für das Thema zu interessieren – das war ein bekanntes Aktionsfeld für Clivia. Die Suche nach der adäquaten Nische und nach ProjektpartnerInnen startete, alles per email. Ich lernte eine neue Welt kennen, die ich heute nicht mehr missen möchte, die schnelle Kommunikation mit ArbeitspartnerInnen und FreundInnen in der ganzen Welt. Und es war tatsächlich möglich, zu einem Projektantrag mit persönlich fremden Personen zu kommen. 8 PartnerInnen waren es schließlich, die INDECS - Abkürzung für 'Interdisciplinary Degree Courses in Engineering, Information, Technology, Natural and Socio-Economic Sciences in a Changing Society' - beantragten. Aber zunächst lief nicht alles glatt, eine erste 'deadline' für das geplante Forschungsprojekt war verstrichen, der Projektantrag nicht fertig geworden. Eine nächste Ausschreibung für ein Forschungsprojekt war nicht in Sicht. Heike Blümer stand mit ihrer Arbeitskraft für einen neuen Anlauf nicht mehr zur Verfügung. Es bestand Handlungsdruck, weil wir als Anschubfinanzierung Mittel vom Wissenschaftsministerium NRW und der Hochschule, mit Unterstützung des EU-Referats in der Person von Herrn Jäger, in Anspruch genommen hatten und nun auch einen erfolgreich abgegebenen Antrag präsentieren mussten. Inzwischen waren auch etliche KooperationspartnerInnen vorhanden, die als 'Antrags-

ressource' darauf warteten, dass es weiterging.

Plötzlich ergab sich eine neue Antragsmöglichkeit, eine sog. Begleitmaßnahme, innerhalb der kein größeres Forschungsprojekt, dafür aber ein forschungsbezogenes wechselseitiges Kennenlernen von Maureen aus Schottland, Heini aus Finnland, Oto aus der Slowakei, André, Anne-Sophie und Yvonne aus Frankreich, Christine aus Österreich, Evi aus der Schweiz und Evi aus Griechenland. Textebausteine wurden mit Hilfe von emails hin und her geschoben, die unterschiedlichen Stärken des interdisziplinären Teams ausgelotet und die Ergebnisse zusammengefasst. Nicht zuletzt mussten Lebensläufe und Institutionsbeschreibungen zusammen getragen werden und die Finanzpläne integriert werden. Jennifer Dahmen, damals noch Studentin der Sozialwissenschaften und studentische Hilfskraft, war eine große Hilfe bei der Bewältigung der umfangreichen Formalien zur Vorbereitung des Antrags. Das ist häufig schon in deutscher Sprache eine große Hürde, doch hier kam erschwerend 'Englisch' als normale Kommunikationssprache dazu.

Der Antrag, mit viel Mühe unter hohem Zeit- und Kreativitätsdruck fertig gestellt, hatte Erfolg, keineswegs selbstverständlich für deutsche sozialwissenschaftliche und Frauenforschungsantragsversuche. Das Projekt INDECS konnte ein Jahr später nach Kontraktverhandlungen durch unsere Koordinatorin Clivia Sotomayor-Torres am 1.8.2001 starten und dauerte ein Jahr. Zwei persönliche Treffen in Helsinki und Wuppertal zum Projektbeginn und zur Vorbereitung des Abschlussberichts mussten genügen, der Rest der Koordination lief wieder über emails und teilweise Telephonate.

Das deutsche Team erweiterte sich um Dr. Ing. Gabriele Hoeborn, die als Bauingenieurin manches Hintergrundwissen über die Ingenieurwissenschaften einbringen konnte und über Subcontracting das Projekt bei der Durchführung unterstützte. Jennifer Dahmen schrieb ihre Diplomarbeit über die Fragestellung von INDECS. Die Homepage wurden von einer Studentin und einem Studenten des Kommunikationsdesigns als Semesterarbeit im Rahmen meiner soziologischen Lehrveranstaltung erstellt und den PartnerInnen auf dem Treffen in Wuppertal vorgestellt unter [www.INDECS.uni-wuppertal.de](http://www.INDECS.uni-wuppertal.de). Das Design wurde in

# Wie alles anfing oder: Von der Senatsfrauenkommission zum EU-Projekt INDECS

abgeänderter Form auch für die Gestaltung der homepage von Womeng verwendet [www.insa-lyon.fr/womeng](http://www.insa-lyon.fr/womeng).

## Zur inhaltlichen Idee, den Ergebnissen und einigen Empfehlungen von INDECS

Der niedrige Frauenanteil in technischen und ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen Westeuropas (ETAN Bericht) und der daraus resultierende geringe Anteil an Ingenieurinnen im Berufsleben war Anstoß für das EU-Projekt INDECS. Untersucht wurde vor allem der Einfluss des Faktors ‚Interdisziplinarität‘ auf die Frauenquote in den technischen Fächern beim Eintritt in das Studium, dem Verbleib und dem Erfolg. Innovative Lehrmethoden und –stile und monoedukative Studienelemente waren ein weiterer Fokus.

Dokumentenanalyse von Homepages und leitfadensorientierte Interviews, die mit ExpertInnen aus Hochschule und Wirtschaft geführt wurden, bildeten u.a. das Datenmaterial, um den Einfluss des Faktors ‚Interdisziplinarität‘ auf die Frauenquote in technischen Fächern zu erforschen. Anhand von Case-Studies zu ausgewählten Studiengängen sollten mögliche Erfolgskriterien zur Erhöhung des Frauenanteils aufgezeigt werden (Best Practice).

Auf der Basis der international vergleichenden Analyse der Ergebnisse von INDECS wurden Empfehlungen formuliert. Die Attraktivität von Ingenieurwissenschaften für neue Zielgruppen von weiblichen Studierenden steigt durch folgende Maßnahmen:

- Die Einführung von mehr interdisziplinären Studiengängen.
- Nichttechnische Inhalte sollten mindestens zu 25% im Curriculum enthalten sein.
- Diese Inhalte/Fächer sollten so früh wie möglich im Studienverlauf verankert sein.
- Die Wahrnehmung und Akzeptanz interdisziplinärer Studiengänge muss durch zielgruppenorientierte Informationen verbreitet werden.
- Maßnahmen zur Imageverbesserung von Technik und Ingenieurwissenschaften.
- Mentoringkonzepte und ähnliche Begleitmaßnahmen ergänzen die obigen Maßnahmen.

- Innovative Lehrmethoden.
- Monoedukative Studiengänge oder Lehrangebote (insbesondere in technischen Fächern im Grundstudium) helfen, neue Frauengruppen für die Ingenieurwissenschaften zu gewinnen (Best-Practice Beispiele als Modellversuche in Deutschland).
- Evaluation aller begleitenden Programme.

## Von INDECS zu Womeng

Kaum war INDECS angelaufen, da musste auch schon gleichzeitig ein neues Forschungsprojekt im eigentlichen Sinne parallel vorbereitet werden. Um das Kapitel Forschungsstand vorzubereiten, begab ich mich an einem verlängerten Wochenende auf eine 20stündige Zugfahrt nach Graz, zur österreichischen Kollegin Christine Wächter. Sie konnte auf eine 10jährige Forschungserfahrung über Frauen in den Ingenieurwissenschaften blicken und hatte gerade ihre einschlägige Habilitationsschrift (Wächter 2003) abgeschlossen. Zusammen mit meinen methodisch-empirischen Erfahrungen konnten wir konzeptionelle Grundlagen schaffen. Mit Hilfe unserer Überlegungen wurde kurzfristig vor Weihnachten eine Zusammenkunft in Paris organisiert, wo das grundlegende Forschungsdesign erarbeitet wurde. Unter großem Zeitdruck, mit Hilfe zahlreicher Textbausteine, wurde 4 Wochen später der Projektantrag zum 15.1.2002 fertig gestellt und rechtzeitig in Brüssel durch die französische Koordinatorin Anne-Sophie Genin persönlich abgegeben. Einige Monate später wurde der Antrag mit geringfügigen finanziellen Abstrichen bewilligt, so dass Womeng ‚Creating Cultures of Success for Women Engineers‘ nur einige Monate nach der Beendigung von INDECS im November anlaufen konnte.

Überlappend und weitgehend parallel zu Womeng musste für die Verbreitung der Ergebnisse von INDECS durch sog. ‚dissemination measures‘ gesorgt werden, ein zentraler Anspruch in allen EU-Projekten, der sich so in nationalen Drittmittelprojekten nicht in der Betonung findet. So traf ich am Abend des 28.11.2002 in Brüssel meine französische Kollegin Anne-Sophie Genin, um mit ihr in der Nacht auf der Basis des gerade fertig gestellten Abschlussberichtes eine powerpoint

Präsentation am nächsten Morgen für Sefi, die größte europäische Vereinigung der ingenieurwissenschaftlichen Ausbildung, vorzubereiten. Unsere griechische Projektzuständige Maria Douca wollte mit Hilfe der Präsentation unseres Projekts Sefi die zukünftige Bedeutung von Gender Mainstreaming in europäischen Projekten demonstrieren und unterstreichen.

Zur Verbreitung der Ergebnisse gehörten auch die Vorträge auf nationalen und europäischen einschlägigen Tagungen in Edinburgh (Europäische Vereinigung für Politikwissenschaft), Genua (Geschlecht und Hochschulausbildung in Europa) und Porto (Sefi, Europäische Vereinigung zur Ausbildung in den Ingenieurwissenschaften), sowie sich daran anschließende Veröffentlichungen in Internet- und Papierform.

#### Das Womeng Projekt

Das EU-Projekt WomEng „Creating Cultures of Success for Women Engineers“ baut auf den Ergebnissen von INDECS auf und wird unter Beteiligung von 7 europäischen PartnerInnen (aus: Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Österreich, Finnland, Griechenland, Slowakei) seit dem 01.11.2002 durchgeführt (Laufzeit 3 Jahre).

Es werden Faktoren untersucht, die Mädchen und Frauen zu verschiedenen Zeitpunkten ihres Lebens veranlassen, sich für oder gegen Ingenieurwissenschaften zu entscheiden, Erfolg oder Misserfolg zu haben. Unter anderem geht es darum, institutionelle maskuline Kulturen und Strukturen von Universitäten und Berufsfeldern daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie Studienerfolg und Berufskarrieren positiv oder negativ beeinflussen. Dieses sog. workpackage wird von Frau Dr. phil. Sagebiel (Universität Wuppertal) als deutscher Partnerin und ihrer Forschungsgruppe (Dr.-Ing. Gaby Hoeborn, Jennifer Dahmen, Tim Ebel) koordiniert. Im ersten Jahr wurden Erhebungsmethoden entwickelt und getestet. Über 100 Studierende des Maschinenbaus, des Wirtschafts- und Bauingenieurwesens und ebenso viele Studierende nichttechnischer Studiengänge (als Kontrollgruppe) wurden in Fachhochschulen (Berlin, Stralsund), technischen Hochschulen (Aachen,

Berlin) und Wuppertal schriftlich befragt. Außerdem wurden StudentInnen in Einzelinterviews und Fokusgruppen interviewt zu: Einstellungen zum Studienverlauf, zur Studienstruktur und zur Studienatmosphäre. ExpertInneninterviews mit Lehr- und technischem Personal und hochschulpolitisch Verantwortlichen (Frauenbeauftragte, Rektorats- bzw. Präsidiumsmitglieder) hatten die korrespondierenden Einstellungen zum Gegenstand. Homepageanalysen ergänzen die Befragungen. Die Auswertung und Interpretation der Ergebnisse steht vor dem Abschluss, der Bericht wird auf der Projekt-homepage einzusehen sein. Womeng wurde wie INDECS auf internationalen Konferenzen vorgestellt (Weltkonferenz der Gender And Science And Technology (GASAT) Association in Mauritius, European Feminist Research Conference in Lund/Schweden). Damit konnte das Projekt Womeng sowohl in die internationale um 'gender and technology' als auch in die europäische feministische Diskussion eingebracht werden.

Auch die Ergebnisse von Womeng sollen in praktische Maßnahmen und politische Empfehlungen einmünden. Ein Seminar 'Techniksoziologie' wird im Sommersemester 2004 in Team-Teaching mit Gaby Hoeborn im neuen Fachbereich 'Bauingenieurwesen, Maschinenbau, Sicherheitstechnik' durchgeführt. Die Schaffung interdisziplinärer Studiengänge zum Abbau der Geschlechtertrennung in der Studiengangswahl sollte auch in Wuppertal überlegt werden, zumal Studiengänge mit überwiegend Frauen gestrichen (in Pädagogik und Geisteswissenschaften) wurden. Die Institutionalisierung von interdisziplinären Gender Studies zur Sensibilisierung der Studierenden für die sozialen Dimensionen von Geschlecht sollte in möglichst vielen Studiengängen als selbstverständliches Element, zumindest in Form von kleinen Modulen verankert werden. Dass das auch in ingenieurwissenschaftlichen Studiengängen mit Gewinn vorangetrieben werden kann, zeigt das Beispiel der Universität Karlstad in Schweden, wo alle StudienanfängerInnen Kompaktseminare in Gender Studies verpflichtend absolvieren.

# Geschlechterperspektive in der Gesundheitsförderung

Gabriele Hillebrand-Knopff

Gesundheitsförderung im Betrieb ist ein aktuelles Thema, dem sich seit gut einem Jahr auch eine Projektarbeitsgruppe der Bergischen Universität Wuppertal, bestehend aus den vielen Interessengruppen der Hochschule, widmet.

Allgemein bezeichnet Gesundheit nicht nur das Fehlen von Krankheit, sondern vielmehr einen Zustand, der körperliches, seelisches und soziales Wohlbefinden gleichermaßen einschließt. Sie ist damit ein zentraler Bestandteil von Lebensqualität und bezieht sich auf fast alle Lebensbereiche. Dieser weitgefaste Gesundheitsbegriff der Ottawa Charta der Weltgesundheitsorganisation WHO ([www.who.dk](http://www.who.dk)) schließt soziale und ökologische Umweltfaktoren ebenso ein, wie persönliche Lebensgewohnheiten, die Beseitigung bestehender Ungleichheit von Gesundheitsrisiken und den Zugang zu medizinischen und gesundheitlichen Versorgungsleistungen. Er beinhaltet letztlich eine Neuorientierung, weg von der Frage „was macht uns krank?“ hin zur Fragestellung und Zielentwicklung „was macht und erhält uns gesund?“.

Wir möchten den Blick heute schwerpunktmäßig auf die Frauengesundheit richten. Ziel ist es, den geschlechterdifferenzierten Ansatz in der Betrachtungsweise von Gesundheit und Krankheit, Gesundheitsförderung und Gesundheitsversorgung sichtbar zu machen und diesen frauengerechter mitzugestalten.

Wie kann frauengerechter Gesundheits- und Arbeitsschutz aussehen? Dieser Frage widmete sich im letzten Jahr die Enquetekommission „Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsversorgung in NRW“ in einem Fachgespräch. Unter Leitung der Vorsitzenden der Enquetekommission, Marianne Hürten (Grüne), diskutierten im Landtag über 50 TeilnehmerInnen aus verschiedenen Institutionen und Organisationen. Die Stellungnahmen zahlreicher ExpertInnen aus Wissenschaft, Landesbehörden, Gewerkschaften, Krankenkassen, Berufsgenossenschaften und Betrieben liefer-

ten dabei den fachlichen Hintergrund und vielfältige Vorschläge für einen frauengerechten Arbeits- und Gesundheitsschutz.

Einseitige körperliche Belastungen auf der einen Seite und psychosoziale Belastungen andererseits prägen den Arbeitsalltag vieler erwerbstätiger Frauen. Zu nennen sind die vielen Stehberufe, schweres Heben und Tragen, die hohe Beanspruchung im Pflegebereich aber auch einseitige Belastung in neuen Berufen, etwa in Callcentern. Relativ unbeachtet ist bis heute die arbeitswissenschaftliche Erkenntnis, dass Monotonie in der Arbeitsgestaltung und fehlende Entscheidungsmöglichkeiten wesentliche negative Stressfaktoren sind. Dazu kommen die Belastungsfaktoren Zeitdruck und hohe Arbeitsintensität. Auch Geringschätzung der Arbeit belastet viele Frauen und führt zu negativem Stress. Wichtig ist deshalb unter anderem, dass es auch geschlechtsdifferenzierte, arbeitsplatzbezogene Daten über die gesundheitliche Situation gibt, um so eine konkrete Grundlage für einen gendersensiblen Arbeitsschutz zu haben. Ausführliche Informationen finden Sie unter: [www.frauengesundheit-nrw.de](http://www.frauengesundheit-nrw.de)

Um diese genderspezifischen Ziele zu unterstützen, wurde im Herbst 2002 vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend die „Bundeskoordination Frauengesundheit (BKF)“ in Bremen eröffnet. [www.bkfrauengesundheit.de](http://www.bkfrauengesundheit.de)

Mit der Einrichtung dieser Koordinierungsstelle soll die Vernetzung zwischen allen Beteiligten zum Thema Frauengesundheit sichergestellt und damit die Voraussetzung für schnellere und bessere Hilfe für Frauen geschaffen werden. Die BKF wurde eingerichtet, um das Prinzip des Gender Mainstreaming in der Gesundheitsforschung und -versorgung zu befördern und die Ergebnisse des ersten vom BMFSFJ herausgegebenen Bericht zur Frauengesundheit umzusetzen. Der Bericht beschreibt als Bestandsaufnahme die geschlechtsspezifischen Besonderheiten und Entwicklungstrends der gesund-

heitlichen Lage von Frauen in Deutschland. Außerdem zeigt er beispielhaft Wege auf, die zu einer stärker frauengerechten gesundheitlichen Versorgung führen können. Dabei wurde ein ganzheitliches Verständnis von Gesundheit zugrunde gelegt, das die Belastungen in Arbeit, Beruf und Familie berücksichtigt (work-life-balance) und Gesundheit als Wohlbefinden und Stärkung der Selbsthilfekräfte begreift.

In Wuppertal wurde der Verein „Frauengesundheit und Frauenkultur e.V. Wuppertal“ gegründet. Dieser Verein engagiert sich für die Einrichtung eines Frauengesundheits- und Kulturzentrums im Tal. Nähere ausführlichere Informationen finden Sie unter der Internetadresse: <http://z.zeitec.de:8080/fgk/>.

Hinweisen möchten wir an dieser Stelle auf die neuesten Ergebnisse zur Hormontherapie in den Wechseljahren: „Wechseljahreshormone erhöhen Krebskrankungsrisiko bei Frauen!“ zu diesem Ergebnis kommt ein jüngst veröffentlichtes Gutachten der schon anfangs erwähnten Enquetekommission „Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsversorgung in NRW“. Damit bestätigt sich, dass die besorgniserregenden Ergebnisse aus internationalen Studien sich durchaus mit bundesdeutschen Erkenntnissen decken. Das Gutachten findet sich unter: [www.landtag.nrw.de](http://www.landtag.nrw.de) über die Stichworte: **Parlament/ Enquetekommission / Zukunft einer frauengerechten Gesundheitsversorgung/ Aktuelles**.

Dass im Bereich der Hormontherapie ein dringendes Umdenken erforderlich ist, macht mittlerweile auch eine neue evidenzbasierte Leitlinie der Arzneimittelkommission deutlich. In dieser Leitlinie wird u.a. betont, dass Hormone in den Wechseljahren nur noch bei sehr starken Beschwerden für einen begrenzten Zeitraum anzuwenden sind. Für detailliertere Informationen zu den Forschungsergebnissen und zu Risiken und Nutzen von Hormontherapie empfehlen wir die (englischsprachige) Homepage der Women's Health Initiative [www.nhlbi.nih.gov/whi/index.html](http://www.nhlbi.nih.gov/whi/index.html). Dass diese Erkenntnisse bislang in Deutschland aber noch nicht zu einem deutlichen Rückgang von Hormonverordnungen geführt haben, belegt u.a. der GEK-Arzneimittelreport. Nachzulesen unter [www.gek.de](http://www.gek.de).

Interessantes zum Thema Frauengesundheit finden Sie in der neuen Broschüre „Frauen Leben Gesundheit“. Sie wendet sich an ein breites Publikum und nimmt den Lebenszyklus und die Lebenswelten von Frauen in den Blick. Ebenso thematisiert wird die Vielfalt der Frauengesundheitsforschung und –praxis. Daten und Zitate aus dem Frauengesundheitsbericht ergänzen die Darstellung, verbunden mit Tipps, Hinweisen und weiterführenden Informationsadressen. Ein komprimierter, fundierter und ansprechend gestalteter Überblick zum Thema Frauengesundheit, der zum Download unter [www.bkfrauengesundheit.de](http://www.bkfrauengesundheit.de) heruntergeladen oder bestellt werden kann.

# Gesundheitsförderung und Nachhaltigkeit

## als Querschnittsaufgabe an Hochschulen – Ein Positionspapier

Hochschulen und wissenschaftliche Einrichtungen sind ein soziales System, in dem eine Vielzahl von umweltbezogenen, organisatorischen und persönlichen Faktoren zusammen wirken und Gesundheit und Wohlbefinden beeinflussen. Obwohl die Beachtung von Gesundheit und Nachhaltigkeit an Hochschulen in Gesetzen vorgeschrieben ist (z.B. Gesundheitsförderung im Arbeitssicherheitsgesetz oder die Beachtung von Nachhaltigkeit als Aufgabe der Hochschulen im Hochschulgesetz NRW), existiert allerdings selten eine entsprechende und von den Beschäftigten und Studierenden wahrnehmbar gelebte Kultur.

Eine konsequente Umsetzung der Querschnittsaufgabe Gesundheit und Nachhaltigkeit wird im Zusammenhang mit der Hochschulreform, dem weitreichenden europäischen Studienreformprozess und der Ressourcenverknappung aufgrund der schlechten Finanzlage in den öffentlichen Haushalten immer wichtiger, denn die Hochschulen müssen sich als moderne Dienstleistungsunternehmen positionieren, die ihre Aufgaben unter Beachtung von Effektivitäts- und Effizienzkriterien erfüllen. Sie haben sich zunehmend einem Wettbewerb zu stellen, der eine stärkere Orientierung an den verschiedenen KundInnenbedürfnissen mit sich bringt. Die Qualität der neu einzurichtenden Studiengänge, in denen weit mehr als nur Fachkenntnisse im engerem Sinn vermittelt werden muss, wird durch externe Akkreditierungsagenturen überprüft.

### Gesundheitsförderung als Personalentwicklung

Hochschulen sind wie alle Dienstleistungsunternehmen hinsichtlich der Qualität ihrer Leistungen in hohem Maße abhängig von denjenigen, die die Leistung erbringen. Nur solche Beschäftigte, die sich in der Einrichtung wohl fühlen, denen adäquate Arbeitsbedingungen ermöglicht werden und deren Arbeit wertgeschätzt wird, werden langfristig motiviert und gesund bleiben. Dies ist auch mit Blick auf die demographische Entwicklung bedeutsam. Personalentwicklungsmaßnahmen wie Gesundheitsförderung bekommen dadurch einen hohen Stellenwert.

### Gesundheitsförderung für Studierende

Die optimale Studienorganisation und Beachtung der Rahmenbedingungen für Studierende sind als bedeutsamer Faktor für einen erfolgreichen Abschluss in der Regelstudienzeit sowie die Reduzierung der Studienab-

bruchquoten systematisch unterschätzt worden. Qualitätsverbesserungen in diesem Bereich erweisen sich nicht nur als gesundheitsfördernd für die Studierenden, sondern auch als wichtiger Wettbewerbsfaktor.

Die Angleichung des europäischen Bildungsraumes hat auch Auswirkung auf die Studieninhalte. Studierende sind zukünftige Führungskräfte, von denen nicht nur fachliche Qualifikationen im engeren Sinn erwartet werden. Zur Berufsbefähigung gehören heute darüber hinausgehende Kenntnisse und Fähigkeiten wie z.B. vernetztes Denken, interdisziplinäre Kooperation und schonender Umgang mit Ressourcen in Unternehmen.

Die Umsetzung von Studienprojekten zur Gesundheit und Nachhaltigkeit wird bis jetzt noch sehr häufig dem Zufall überlassen, ist nicht systematisch in dem Curriculum verankert. Eine solche Integration in den Lehrkanon sollte aber Bestandteil der Vermittlung extra-funktionaler Qualifikationen sein, die von den neu zu akkreditierenden Studiengängen gefordert werden.

### Qualitätsmanagement der Querschnittsaufgabe Gesundheitsförderung und Nachhaltigkeit

Bisher werden an den Hochschulen von engagierten Mitgliedern aus den unterschiedlichsten Bereichen gesundheitsfördernde Initiativen für Teilbereiche vorangetrieben. Es existieren sowohl in den einzelnen Wissenschaftsbetrieben wie auch in Arbeitsgemeinschaften auf Bundesebene Insellösungen zu einzelnen Fragestellungen. Daher erscheint es sinnvoll, die Aufgabe Gesundheit und Nachhaltigkeit zusammen zufassen, weil sich dabei inhaltliche Überschneidungen ergeben.

Ein systematisches Managen der Aufgabe Gesundheitsförderung findet anders als in Wirtschaftsunternehmen nicht statt. Und mit den Erfolgen in der Umsetzung Gesundheit und Nachhaltigkeit wird noch nicht selbstbewusst geworben. Erst wenn Hochschul- und Institutsleitungen die Bedeutung der Querschnittsaufgabe für die Qualität der Institution erkennen und unter Beachtung von Qualitätskriterien umfassend managen, wird der Prozess der Förderung von Gesundheit und Nachhaltigkeit in das gesamte System/die gesamte Organisation integriert.

Prof. Dr. Sigrid Michel von der FH Dortmund war Podiumsteilnehmerin der Arbeitstagung „Betriebliche Gesundheitsförderung an Hochschulen“ an der Bergischen Universität Wuppertal. Sie hat uns freundlicherweise diesen kurzen Artikel zur Verfügung gestellt.

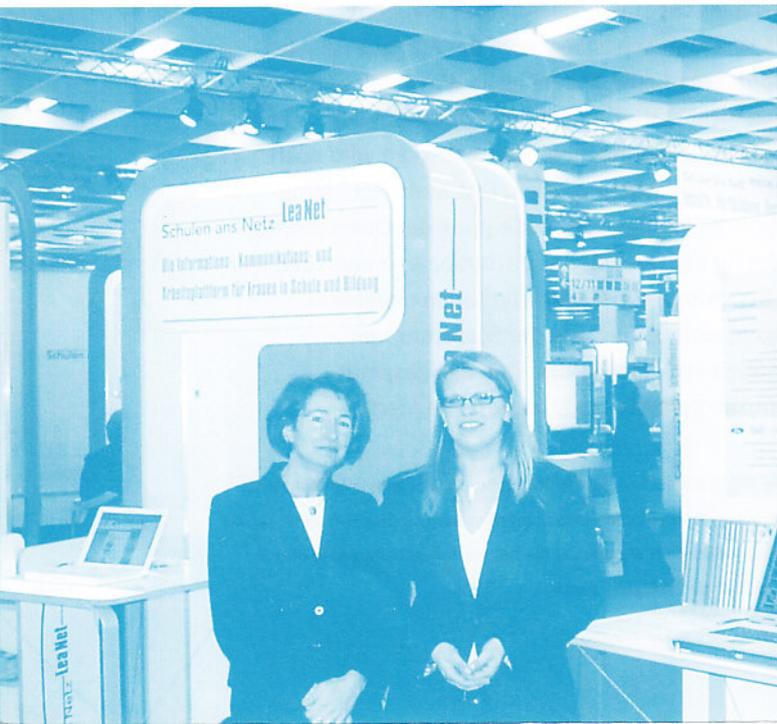
# Studieren – ja oder nein? Leistungskurs – aber welcher?

Die Bergische Universität Wuppertal bietet mittlerweile bundesweit Schülerinnen der Oberstufe und Abiturientinnen die Möglichkeit, sich auch in diesem Jahr durch die Teilnahme an der SommerUni einen umfassenden Einblick in natur- und ingenieurwissenschaftliche Studiengänge zu verschaffen und Uni live zu erleben. In der Zeit vom 12.-16.7.04, also noch während des laufenden Semesters, stellen sich verschiedene Fachbereiche und Zentrale Einrichtungen mit einem umfangreichen Programm vor (ca. 80 Angebote) und gewähren Einblicke in ein breites Spektrum moderner und zukunftsfähiger Berufsfelder.

Die SommerUni bietet interessante Kontakte, Gespräche mit Studierenden und WissenschaftlerInnen sowie eine qualifizierte Beratung, die bei der beruflichen Orientierung und Entscheidungsfindung helfen. Die Teilnehmerinnen erhalten auch die Möglichkeit einer preiswerten Übernachtung mit attraktivem Rahmenprogramm. Schülerinnen können sich bei unserer Kooperationspartnerin LizzyNet um ein Stipendium bewerben.

Das Mädchenprojekt gehört zum Profilbildungsbereich der Hochschule und wird im Rahmen der Qualitätssicherung regelmäßig evaluiert. Es ist gleichzeitig Bestandteil der Zielvereinbarung zwischen Ministerium und Hochschule und wurde durch Begutachtung der Wissenschaftsministerin mit einem besonderen Prädikat versehen.

Bei dieser Gelegenheit stelle ich mich als neue Mitarbeiterin der SommerUni vor (rechts im Bild, links: Dr. Christel Hornstein bei der Präsentation des Projektes auf der „didacta“ in Köln). Im März diesen Jahres habe ich mein Studium der Sozialwissenschaften beendet und werde nun die SommerUni koordinieren. Für weitere Fragen stehe ich Ihnen gerne zur Verfügung:



**Bergische Universität Wuppertal**

**SommerUni-Büro**

**Britta Peters**

**Gaußstr. 20**

**42097 Wuppertal**

**Tel.: 0202/439-3181/2308**

**Fax: 0202439-3317**

**e-mail: sommeruni@uni-wuppertal.de**

**www.sommer.uni-wuppertal.de**

# LaKof und Gender Mainstreaming

Die Landeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen in NRW hat auf ihrer Vollversammlung ein neues Sprecherinnengremium gewählt. Zum Quartett an der Spitze gehören Uschi Baaken – Uni Bielefeld, Gabriele Drechsel – FH Köln (2. von rechts), Marlies Diepelt – RWTH Aachen (links) und Dr. Ute Zimmermann – Uni Dortmund, die für die nächsten zwei Jahre die Geschicke der LaKof lenken werden. Gleichzeitig wurden Prof. Dr. Sigrid Michel – FH Dortmund (rechts im Bild) und Dr. Christel Hornstein – Bergische Uni Wuppertal (mitte), verabschiedet, die nicht wieder kandidierten, aber zusicherten, weiterhin in der Landespolitik mitzumischen.

„Wie lässt sich Gender Mainstreaming an Hochschulen umsetzen?“ lautete der Titel der Diskussionsrunde auf der Vollversammlung. Die Gleichstellungsbeauftragten kritisierten insbesondere das fehlende Engagement der Hochschulleitungen. Die LaKof sieht



die Politik und das Wissenschaftsministerium in der Verantwortung, die Hochschulleitungen stärker in die Pflicht zu nehmen. Die zunehmende Autonomie der Hochschulen dürfe nicht auf Kosten der Bemühungen um Gleichstellung und Geschlechtergerechtigkeit an den Hochschulen gehen. Folgerichtig enthält der Referentenentwurf eines Gesetzes zur Weiterentwicklung der Hochschulreform die Verpflichtung der Hochschulen zur Berücksichtigung der Gender Mainstreaming-Strategie vor.

Termine  
33

## „Berufswege in der Mathematik“

Vortrag von Dr. habil. Renate Tobies im Rahmen des Berufspraxiskolloquiums am 24. Juni 2004 um 16.15 Uhr in Raum D.13.08:



Homepage:  
<http://www.uni-kl.de/>  
<http://www.mathematik.uni-kl.de>

Dienstadresse:  
Fraunhoferinstitut für Techno- und  
Wirtschaftsmathematik  
Postfach 3049  
D-67653 Kaiserslautern

Arbeitszimmer:  
FB Mathematik  
Universität Kaiserslautern  
Postfach 3049  
D-67653 Kaiserslautern  
Gebäude 21, Zimmer 227

Tel.: 0631-205-4415  
e-mail: [tobies@mathematik.uni-kl.de](mailto:tobies@mathematik.uni-kl.de)  
mailto: [tobies@mathematik.uni-kl.de](mailto:tobies@mathematik.uni-kl.de)

# Walde Huth. Modefotografie der 50er Jahre

Eine Ausstellung des Instituts für angewandte Kunst- und Bildwissenschaft im Kolkmannhaus



„Lison an der Seine“, 1956 Designerin: Jeanne Lavin  
26,2 x 22,0 cm - Master print, sign.: Walde Huth, 1986



Walde Huth bei der Ausstellungseröffnung  
im Kolkmannhaus

Nur drei Jahre lang, von 1953 bis 1956, fotografierte die deutsche Fotografin Walde Huth die Mode des new look in Paris. Sie fing den neuen Stil nach dem Kriege ein, die Modeschöpfungen eines Christian Dior, Jacques Fath, Hubert de Givenchi und einer Jeanne Lanvin, getragen von Starmannequins in den Straßen von Paris und den Schneiderateliers der Modegeschäfte.

In den Nachkriegsjahren war das Verlangen, sich zu einem neuen Menschen zu erfinden, der nicht mehr an die entbehrungsreiche Vergangenheit erinnert und ganz in die glamouröse Haut der haute couture schlüpfen wollte, sehr ausgeprägt. Die Mode der französischen Metropole, eingeleitet durch einen neuen Stern am Modehimmel, durch Christian Dior, ließ noch einmal die Träume von der großen Welt und der grande dame der Anfänge der medialisierten Modeindustrie aufleben: der glanzvollen amerikanischen Modezeitschriften Vogue und Harper's Bazaar und ihrer berühmten Fotografen Edward Steichen, Cecil Beaton, Baron Adolphe de Meyer bis hin zu Louise Dahl-Wolfe. Noch, oder besser: wieder, besaß die französische haute couture die Weisungsmacht über die Mode, denn die amerikanischen Modedesigner hatten ihr während der Zäsur des Krieges die international dominierende Rolle streitig machen wollen. Die französischen Couturiers diktierten noch einmal das Modegeschehen, kurz bevor sie durch die wachsende Demokratisierung der Konfektionsmode und durch die Jugendrevolte ihren Einfluß einbüßten.

Diese Mode imaginierte ein restauratives Frauenideal: Es gehört zum Phänomen dieser Zeit, daß neue Frauenbilder, wie das der Trümmerfrau, der Kriegswitwe, der alleinerziehenden Mutter und berufstätigen Frau wenig, meist gar nicht von den „verführenden Künsten“ aufgegriffen wurden. Denn daß sie dabei konservative Rollenbilder übernahmen, die vom Bild der emanzipierten berufstätigen Frau der zwanziger Jahre wieder abrückten und sie auf das Statusobjekt des vermögenden Mannes reduzierten, war ihnen wenig bewußt, aber offensichtlich. Das Bedürfnis nach Luxus zeigte sich vor allem in der Abendkleidung, der überproportionale Aufmerksamkeit geschenkt wurde: in der großen Robe mit langem Rock und tiefem Dekolleté, den üppigen Stoffmengen und kostbaren Materialien. Es waren die Ingredienzien der Pariser Haute Couture: die mon-

däne Eleganz, die distanzierten Schönheiten der Models, das wohldurchdachte Zusammenspiel von Accessoires, die perfekt geschminkten Gesichter, die dem Wunsch nach Damenhaftigkeit und glamourösen Welten der Nachkriegsjahre entgegen kamen.

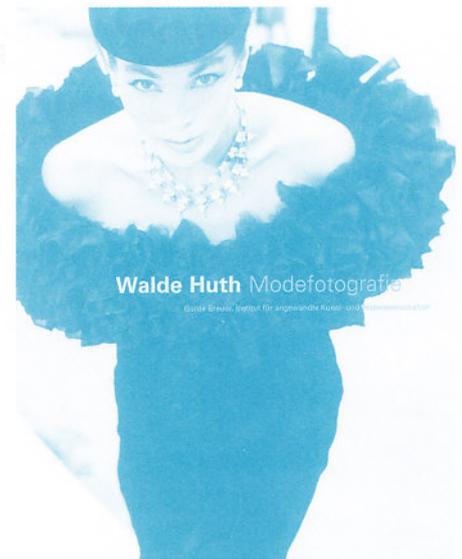
Dennoch gab diese Verbindlichkeit Fotografen die Möglichkeit zur individuellen Gestaltung innerhalb der Grenzen der Modekonventionen. Walde Huth, die auf eigene Initiative reiste oder von deutschen Zeitschriften beauftragt wurde, die neuesten Entwürfe der Modedesigner Dior, Fath, Lanvin und Balmain zu fotografieren, hat diese Modewelt des haut gout mit ihren Starmannequins zwar aufleben lassen, ihr zugleich aber einen neuen Akzent und eine eigene Handschrift gegeben: in ihren Aufnahmen ist die Frau nicht mehr nur Ornament der Mode, sondern die Persönlichkeit des Models wird unterstrichen und Frauen werden als moderne Bewohnerinnen einer urbanen Lebenswelt gezeigt. Deshalb tauscht Walde Huth die Atelierfotografie gern zugunsten der Aufnahmen im Freien, in der Stadt, aus; aus diesem Grund sollten auch die perfekten Inszenierungen wie Momentaufnahmen aussehen.

Die in der Ausstellung gezeigten Modefotografien der fünfziger Jahre, ergänzt um einige Werbefotografien aus späterer Zeit, in denen Mode eine Rolle spielt, geben sowohl Einblicke in die Werkphase einer bekannten deutschen Fotografin, sie vermitteln zugleich aber auch das Lebensgefühl der Nachkriegsdekaden. Über das monographische Anliegen hinaus, ihre Fotografien zusammenhängend vorzustellen, von denen einige wenige durch ihr Erscheinen in der FAZ in den fünfziger Jahren berühmt wurden, andere wiederum nur verstreut und sporadisch in Ausstellungen auftauchten, die meisten aber zum ersten Mal öffentlich präsentiert wurden, geht es im Katalog darum, exemplarisch die moderne fotografische Bildsprache der Gebrauchsfotografie der fünfziger Jahre zu veranschaulichen. Walde Huth hatte seit Kriegsende bis zur Heirat mit dem Kölner Fotografen Karl Hugo Schmölz 1956 erfolgreich mit einem eigenen großen Atelier und einem Team von Mitarbeitern gearbeitet und anschließend dreißig Jahre lang unter dem Firmennamen „schmölz + huth“ gemeinsam mit ihrem Mann für große Werbeagenturen und die Industrie fotografiert. Erst nach dem Tode ihres Mannes

hat sie sich ganz der freien künstlerischen Fotografie verschrieben. Obwohl der Radius fotografiehistorischer Rezeption sich heute aufgrund der allgemeinen Anerkennung des Mediums ausgedehnt hat und sich nicht mehr allein auf die künstlerische Fotografie beschränkt, haftet doch der angewandten Fotografie immer noch der Makel der Anpassung und künstlerischen Einschränkung an. Walde Huth hat sich aber lange als Gebrauchsfotografin verstanden, die die gestalterischen Möglichkeiten ihres Mediums perfektionierte und um eine eigene künstlerisch-intuitive Bildsprache ergänzte: die der Spontaneität und des Zufalls, der Natürlichkeit und der surrealen Assoziationen. Sie steht damit in einer Tradition der Fotografiegeschichte, die die originären gestalterischen und ästhetischen Möglichkeiten ihres Mediums reflektierte, damit experimentierte und so überzeugend anwendete, daß ihre Ergebnisse heute oft unversehens als Kunst gelten, obwohl es nicht das eigentlich Anliegen dieser Fotografinnen und Fotografen war: vor allem die zwanziger und dreißiger Jahre, die großen Dekaden der modernen Medien, stehen hierfür stellvertretend. Im Zuge des Wunsches nach Anerkennung der Fotografie hat man in den letzten Jahrzehnten zu sehr ihren Kunstcharakter akzentuiert und versucht, die Grenzen zwischen angewandten und freien Arbeiten zu verwischen. Nicht zuletzt aus diesem Grund wollen heutige Modebilder vor allem inszenierte Fotografie sein mit unabhängigen künstlerischen Konnotationen.

**Ein Beitrag von Prof. Dr. Gerda Breuer, FB F**

Der Ausstellungskatalog kann im Fachbereich F im Sekretariat von Frau Prof. Dr. Gerda Breuer bezogen werden.

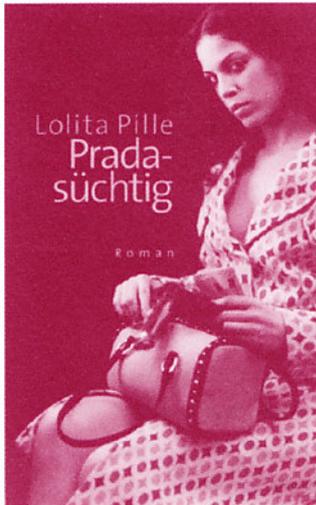




## Kriegsbeute

Lolita Pille: Pradasüchtig, Piper-Verlag, 13,- Euro

Deutschland in der Stunde Null, irgendwo in Berlin. Die ‚letzten‘ Bomben fallen auf die Stadt. Voller Angst sitzen die Bewohner eines Wohnhauses in den Schutzbunkern, dann als die Bombenabwürfe aufhören, die Deutschen kapituliert haben, sitzen sie voller Angst in ihren - falls noch vorhandenen - Wohnungen. Doch wirklichen Schutz bieten weder Bunker noch Wohnungen. Eine der Frauen schreibt ihre Erlebnisse in ein Tagebuch. Sie beginnt mit ihren Aufzeichnungen am 20. April und endet am 22. Juni 1945. Das Aufschreiben hilft ihr das Ungeheuerliche jener Tage und Wochen zu verarbeiten. Anonym will sie bleiben, und so wissen wir von ihr nur, dass sie um die dreißig Jahre alt, gut gebildet und viel gereist ist. Sie spricht neben Englisch und Französisch auch Russisch, was sie vor Übergriffen, als Truppenteile der Roten Armee im Viertel einquartiert werden, nicht schützt, nur Verständigung ermöglicht. „Zwangsverkehr“ nennen später die Behörden die Vergewaltigungen, die jede Frau, gleich welchen Alters, tags oder nachts, im Treppenhaus, in der Wohnung, an jedem beliebigen Ort treffen konnte. „Schändung“ nennt es die Tagebuchschreiberin. Die ist die Regel, nicht die Ausnahme. Nüchtern, wie ein Zeitungsreporter schildert die Frau ihre Erlebnisse. Nicht allein, was sie erzählt, sondern wie sie erzählt, geht unter die Haut. Denn sie schreibt ohne Schuldzuweisung und ohne Selbstmitleid. Kein falsches Pathos und kein Aufrechnen von Schuld schleichen sich ein. Das macht das Tagebuch so lesenswert; daher kommt seine Authentizität und Objektivität. Um überleben zu können, hat sie lernen müssen, dass Kälte vor Empfindungen schützt. Und Empfindungen können in menschenverachtenden Situationen nur schaden – körperlich und seelisch. Das ist eine der Lehren dieses Buches.



## Die Welt der Jungen und Reichen

Lolita Pille: Pradasüchtig, Piper-Verlag, 13,- Euro

Wer würde sie nicht beneiden? Sie sind jung, schön, beliebt und reich. Sie haben alles, was das Herz begehrt, und leben in der Stadt der Liebe: in Paris, in einem der vornehmen Arrondissement, versteht sich. Wenn die jungen Reichen ausgehen – und das tun sie Tag für Tag, Nacht für Nacht – dann nur in die teuersten Szenekneipen und schicksten Restaurants. Nie müssen sie vor Discos Schlange stehen, ziehen, an der wartenden Menge, am zunichtenden Türsteher vorbei, mit Ziel VIP-Lounge. Sie kennen sich aus in der Welt der Edelmarken, wissen, wodurch sich Designerklamotten von Imitaten unterscheidet. Sie tragen Gucci und Prada und sie fahren natürlich Porsche oder nehmen, falls noch minderjährig, das Taxi. Geld spielt keine Rolle. Die Eltern haben schon längst den Kontakt zu ihren Sprösslingen, alle um die zwanzig Jahre alt, verloren, Gleichgültigkeit ist der beste Schutz vor Problemen. Denn je reicher sie sind, desto oberflächlicher sind sie. Vielleicht ist das aber auch nur ein Vorurteil des armen Kleinbürgers. Eine dieser Reichen und Schönen ist die achtzehnjährige Ella. Sie geht seit ein paar Monaten nicht mehr zur Schule, hat keine Lust mehr dazu. Ihre Eltern schütteln nur noch hilflos den Kopf. Gespräche über die Zukunft der Tochter werden nicht ernsthaft geführt, von Ella im Keim erstickt. Wozu auch? Denn für Ella und ihresgleichen lautet die Devise: Nichts an sich herankommen lassen und keine Gefühle zeigen. So kennen sie alle nur einen Feind: die Langeweile und das latente Wissen, dass es letzten Endes keinen Sinn in ihrem Leben gibt. Ella dröhnt sich also zu. Mit Ausgehen bis zum Morgengrauen, mit Alkohol und Kokain bis zum Exzess. "Hell" tauft sie sich schließlich und die Hölle sind auch die Irrfahrten durchs nächtliche Paris, mit Tempo 200. Wo alles käuflich ist, ist auch das Leben nichts wert. Der Roman „Pradasüchtig“ erzählt atem- und rastlos mehrere Monate aus Ellas Leben: ihrer Suche nach Liebe und dem Finden von Liebe, für die es kein Happyend geben kann. Das wäre zu billig.

# Frauengeschichte

**Samstag, 5. Juni, 11.00-14.00 Uhr**

Unterwegs mit Else Lasker-Schüler (1869-1945)

Literarischer Stadtspaziergang auf den Spuren der Dichterin zu Orten, die an sie erinnern und Besuch des Else Lasker-Schüler-Archivs. Mit dem Else-Lasker-Schüler-Haus e.V.

Treff: Haupteingang Historische Stadthalle am Johannisberg, Elberfeld, 5 Euro

**Donnerstag, 24. Juni, 18.00-20.00 Uhr**

Unterwegs mit Arbeiterinnen, Dienstmädchen und Ordensschwestern durch die Nordstadt. Die Textilindustrie liebte sie als billige Arbeitskräfte, „wohltätige Damen“ sahen sie lieber als Dienstmädchen. Manche Mädchen und Frauen gingen aber anderen Plänen nach. Mit Arbeit & Leben.

Treff: Karlsplatz, Elberfeld, 3 Euro

**Samstag, 3. Juli, 14.00-18.00 Uhr**

Das „Tal der fleißigen Mädchen“ - eine Zeitreise mit der Schwebebahn und zu Fuß. Auf den Spuren der Textilindustrie im früheren Wuppertal. Halt u.a. im geschichtsträchtigen Atelier der bekannten Bildhauerin Ulle Hees, „Schöpferin“ des Denkmals „Mina Knallenfalls“.

Anmeldung unter 0202/440148 oder [esbry@frauengeschichte-im-tal.de](mailto:esbry@frauengeschichte-im-tal.de) (bis 20 Personen).

Treff: wird bei Anmeldung bekannt gegeben, 7 Euro

**Samstag, 18. September, 14.00-17.00 Uhr**

Unterwegs mit Johanna Faust (1825-1903) und Selma von der Heydt (1862-1944) Vom Arrenberg zur Königshöhe. Vorbei am Ehrenfriedhof mit Blick auf das Frauenbild um den Ersten Weltkrieg und anderen Orten wie das Anwesen der Von der Heydts und das Zoo-Viertel. Mit Arbeit & Leben.

Treff: Schwebebahnhalte Pestalozzistraße, Elberfeld, 3 Euro

## Publikation

Brychta, Elke; Reinhold, Anna-Maria; Mersmann, Arno (Hrsg.):  
**mutig, streitbar, reformerisch.**  
**Die Landés- sechs Biografien**  
**1859 - 1977, 17,90 Euro**  
 Klartext-Verlag, Essen 2004



FrauenGeschichte

Im Wuppertal

# Kinderfreizeit 2004

Auch im Jahr 2004 werden wir, mit Unterstützung der Hochschulleitung, des Hochschulsports und des Hochschulsozialwerkes, das Betreuungsangebot in den Ferien für schulpflichtige Kinder zwischen 6 und 13 Jahren wieder durchführen.

Dieses Projekt zur Vereinbarkeit von Familie, Studium und Beruf wird seit 1996 angeboten und bietet arbeitsplatznahe Betreuung in den Schulferien.

Um allen berufstätigen Eltern die Planung ihres Urlaubs zu erleichtern, hier die Termine:

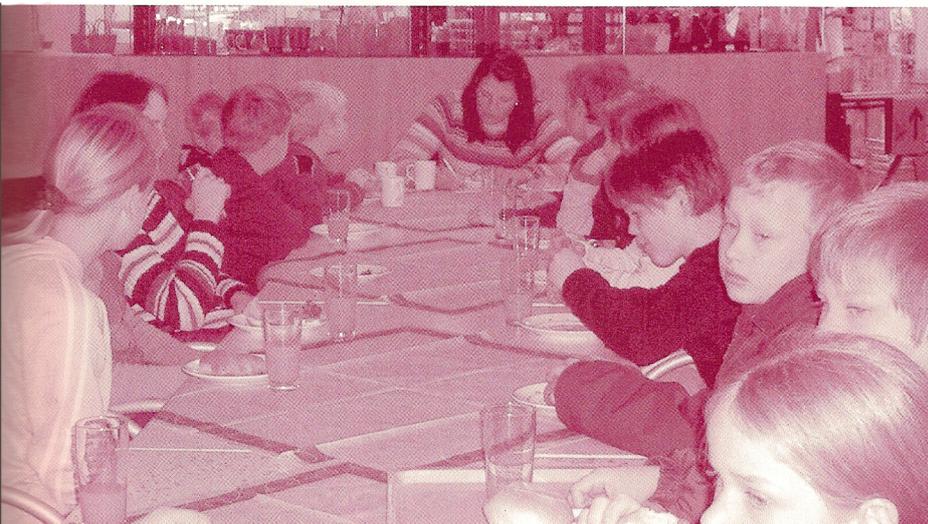
Sommer 2004    26.07.- 30.07.2004  
                      02.08.- 06.08.2004  
                      30.08.- 03.09.2004

Herbst 2004    18.10.- 22.10.2004

Interessierte neue Eltern erhalten nähere Informationen im Gleichstellungsbüro oder auf unserer Homepage unter:

[www.frauen.uni-wuppertal.de/projekte](http://www.frauen.uni-wuppertal.de/projekte)

Die Anmeldezeiten werden rechtzeitig durch die Hausmitteilung veröffentlicht. Gerne nehmen wir auch interessierte neue Eltern in unseren Verteiler auf und werden sie dann rechtzeitig persönlich informieren. Wir bitten darum, sich unbedingt an die Anmeldefrist zu halten!



Arbeiten von Studentinnen des FB F der Bergischen Universität Wuppertal  
Professorin: Susan Lamèr

Fach: **Inszenierte Fotografie**

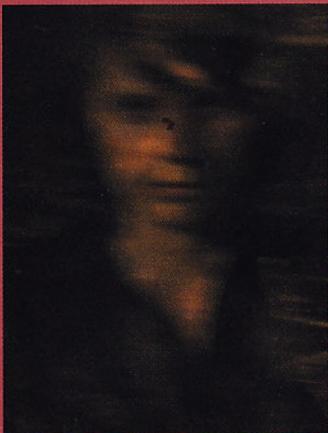


Bettina Matthiessen|Die unheimliche Frau

Erstsemesterarbeiten|Selbstinszenierung  
Eva Höhenrieder  
Tina Heydorn  
Sandra Capodanno



Alexandra Malinka|Freies Projekt



Kristine Zehn|Die unheimliche Frau